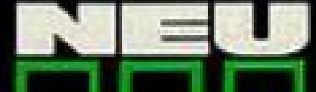
2,00 DM / Band 766
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Grauen von Grainau

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Das Grauen von Grainau

John Sinclair Nr. 766

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 09.03.1993

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Das Grauen von Grainau

Im Schatten der kleinen Dorfkirche blieb Mario Davies stehen.

Vor ihm lag der große Friedhof. Ein einsamer Mond streute seine blasse Helligkeit über die auf unterschiedlich hohen Ebenen angelegten Grabstätten, als wollte er sie vor dem Vergessen bewahren.

Der fünfzehnjährige Mario atmete tief durch. Er liebte das Mondlicht, er liebte die Nacht, er liebte den Friedhof, und er liebte die zahlreichen Toten in den Gräbern.

Er liebte sie so sehr, daß er es nicht ertragen konnte, wenn sie unter der Erde lagen. Deshalb wollte er sie hervorholen. Nach Möglichkeit alle…

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, John«, sagte Sir James und schob seine Brille hin und her.

»Am besten vorn, Sir.«

»Wenn das so einfach wäre.«

Es kam selten vor, aber es kam vor, daß Sir James Probleme hatte. Ob private oder berufliche, bei denen ich ihm helfen sollte, das hatte ich noch nicht erfahren. Überhaupt war unser Gespräch ziemlich außergewöhnlich, das wir zu einer relativ späten Stunde in seinem Büro führten. Glenda Perkins und mein Freund Suko waren längst nach Hause gefahren, ich saß also Sir James allein gegenüber.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Danke, Sir, aber ich muß noch fahren.«

»Ich dachte auch nicht an Alkohol.« Er räusperte sich. Dann tupfte er Schweißtropfen von der Stirn.

»Ist es hier nicht unerträglich warm, John?«

»Es geht. Draußen hat es sich abgekühlt.«

»Aber die Wärme hängt noch in den Räumen fest.«

»Da haben Sie recht.« Innerlich mußte ich lächeln. So wie heute hatte sich mein Chef selten gewunden. Da mußten ihn die Sorgen wirklich drükken wie schwere Steine. Wieder einmal holte er tief Luft, griff zum Glas mit dem kohlesäurenfreien Wasser und trank einen Schluck.

Ich hätte das warme Zeug nicht runterbekommen. Das mußte schmekken wie alte Lappen. »Sie wollten mir etwas sagen, Sir, oder über ein bestimmtes Thema reden«, erinnerte ich ihn und lächelte.

Er stellte das Glas weg. »Ja, das wollte ich in der Tat. Und es hilft auch nichts, lange darum herumzureden. Jedenfalls haben wir ein Problem.«

»Ein großes?«

»Das versteht sich.«

»Wer sind wir?«

»Ich meine jetzt nicht unsere Abteilung, denn wenn ich von dem Problem spreche, sehe ich es als global oder landesweit an. Es drängt wirklich in die großen Kreise hinein.«

Als er das sagte, da funkte das Mißtrauen in mir hoch, denn ich konnte mir vorstellen, daß wir wieder einmal die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. »Sir, Sie meinen doch nicht, daß ich mit den Typen vom Geheimdienst zusammenarbeiten soll?«

»Das ist es nicht.« Er hob beide Arme und wehrte ab. Sir James kannte meine Abneigung gegen die einzelnen Dienste. Ich hatte ihm auch von den nicht eben erfreulichen Erfahrungen berichtet, die ich mit gewissen Leuten erlebt hatte.

»Sondern?«

Er gab eine direkte Antwort. »Es ist trotzdem global. Das heißt, es hat seinen Ursprung eigentlich in den USA.«

»Soll ich dorthin fliegen?«
»Nein!«
»Was dann?«
»Sie werden schon das Land verlassen müssen, wenn Sie den Auftrag angenommen haben.« Der Superintendent schüttelte den Kopf. Dabei wollte er lachen, doch das Geräusch erstickte im Ansatz.
Als er sich wieder den Schweiß abtupfte, stand ich auf, öffnete das Fenster und ließ die frische Abendluft in den Raum.
»Besser so?«
»Ich hoffe.«
Mit dem Fuß drehte ich den Stuhl wieder in die richtige Position und nahm Platz. »So, dann können wir ja beginnen, Sir. Tun Sie sich bitte keinen Zwang an. Daß es nicht eben fröhlich für mich sein wird, davon gehe ich aus, aber Sie wissen ja, daß ich einiges gewohnt bin. Nach so langer Zeit im Job kann man mich kaum noch schocken.«
»Ich wußte, daß Sie es so sehen. Gut, ich beginne von vorn und sage nur eines: Mafia.«
»Oh, wie schön! Logan Costello?« Natürlich fiel mir sofort der Londoner Mafiachef ein, aber mein Gegenüber schüttelte den Kopf. »Nein, so einfach ist das nicht. Es geht um die amerikanische Mafia, und Sie wissen ja, wie gefährlich sie ist.«
»Ja. Aber was haben wir damit zu tun?«
»Bisher nichts. Es könnte aber sein, daß Sie damit zu tun bekommen, wenn Sie fahren. Ich kann Sie nicht zwingen, man hat mich nur aus den Staaten angerufen und mir gewisse Dinge ans Herz gelegt, wobei man mir auch erklärte, daß bei einer anderen Hilfe, die wir brauchen, man sich nicht verstockt stellen will.«
»Schön, Sir. Jetzt kommen Sie bitte zur Sache.«
»Es geht um eine Familie. Sie heißt Davies und besteht aus drei Personen. Sid ist der Vater, Eartha ist die Mutter, und ihr fünfzehnjähriger Sohn heißt Mario.«
»Amerikaner, die aber nicht mehr in den Staaten leben, nehme ich an - oder?«
»Sie haben recht. Man hat sie ausgeflogen. Praktisch bei Nacht und Nebel, um sie in Europa in Sicherheit zu bringen. Auf den Ort komme ich noch zu sprechen. Ich darf ihn erst nennen, wenn Sie sich einverstanden erklärt haben.«
»Meine Güte, was ist das ein Theater! Sind die Davies denn so wichtig?«
»Sehr wichtig, John. Sehr wichtig für die Gerichte und ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger für die Mafia, die nämlich keinen Verrat zulassen kann.«
»O!« sagte ich nur und strich dann über mein Haar. Mir ging zwar noch kein ganzes Licht auf, aber im Hinterkopf glühte es bereits, und

ich malte mir bereits Szenen aus, die ich schnell wieder vergaß, weil sie einfach nicht stimmen konnten. »Dann hat sich die Familie Davies mit der Mafia angelegt.«

»Na ja, mehr Sidney Davies.«

»Was tat er Böses?«

Sir James hob die Schultern. »Eigentlich nichts. Er tat etwas Gutes, wenn man mehr um das Allgemeinwohl bedacht ist. Er stellte sich einem Gericht als Kronzeuge zur Verfügung. Davies hat nicht gemordet, er war Buchhalter, aber er wußte über Interna Bescheid, und die hat er ausgepackt. Sie können sich vorstellen, John, wer da rotierte. Die Mafia war aufgeschreckt, wollte sich das nicht bieten lassen. Wenn Davies' Beispiel Schule machte, würden andere ebenfalls anfangen zu reden, und der Nymbus der Ehrenwerten Gesellschaft würde einer gewissen Lächerlichkeit preisgegeben sein.«

Ich nickte langsam und wollte Sir James zur Ruhe kommen lassen, der noch nervöser wirkte. »Der Kronzeuge hat keine guten Karten. Er wird auf der Todesliste der Mafia ganz oben stehen.«

»Nicht nur er, John. Auch die Familie Davies. Was die Mafia anpackt, das macht sie gründlich. Sie wird alle Mitglieder der Familie ausrotten. Vor diesen Attentaten versuchte sich die Familie durch Flucht zu schützen. Sie zogen nach Europa - in ein Versteck.«

»Das der Mafia unbekannt ist?«

Sir James hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, möchte es jedoch nicht beschwören.«

»Das kann ich mir vorstellen, Sir. Wir kennen die Verbrecher. Ihr Arm wird auch hier in Europa immer länger, und undichte Stellen gibt es überall. Ziehe ich ein Fazit, dann möchte ich sagen, daß die Familie auch dort in Gefahr schwebt.«

»Sehr richtig.«

»Und wo befindet sie sich?«

Sir James runzelte die Stirn. »Das werde ich Ihnen erst sagen können, wenn Sie sich einverstanden erklärt haben, den Fall zu übernehmen.«

Ich mußte lachen. »Sorry, Sir, aber bisher weiß ich noch nicht, was ich tun soll.«

»Dazu komme ich noch.«

Ich hob die Schultern. »Müßte ich den Job allein übernehmen, oder wäre Suko dabei?«

»Um nicht aufzufallen, sollten Sie allein fahren. Auch wenn Sie dabei Gefahr laufen, in ein gewisses Kreuzfeuer zu geraten, das will ich nicht verhehlen.«

»Dann stünde die Mafia auf der einen Seite.«

»Sicher.«

»Und auf der anderen?«

Sir James lächelte. »Würden Sie diesen Auftrag denn annehmen,

John?«

Ich lächelte zurück. »Die Amerikaner haben sich also an uns gewandt, damit wir Schutz gewähren?«

»Das stimmt.«

Ich hob die Schultern. »Okay, bisher habe ich noch keinen Auftrag abgelehnt. Ich will nicht von einer Berufsehre sprechen, aber gekniffen habe ich nie. Sie können auf mich rechnen, Sir.«

»Danke.« Der Superintendent lehnte sich erleichtert zurück. Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf, er strahlte regelrecht. Da war ihm schon ein großer Stein vom Herzen gefallen.

»So, dann hätte ich gern erfahren, wo die Familie hingebracht worden ist.«

»Nach Germany.«

»Das ist groß.«

»In den Süden. Nach Grainau.«

Ich schaute ihn an, schüttelte den Kopf, grinste etwas komisch und hob auch die Schultern. »Halten Sie mich nicht für ungebildet, Sir, aber wo, zum Teufel, liegt Grainau?«

Sir James lächelte. »Genau das habe ich mich auch gefragt. Kennen Sie Garmisch?«

»Klar.«

»Auch die Zugspitze?«

»Es ist Deutschlands höchster Berg.«

»Sehr gut. Und genau zwischen Garmisch und der Zugspitze liegt der kleine Alpenort Grainau. Ein wunderschönes Städtchen, ich habe Bilder gesehen. Eigentlich ideal für einen Urlaub.«

»Doch nicht bei mir.«

»So ist es, John. Sie würden auch nicht in Grainau wohnen, sondern direkt an einem See, der etwa fünf Kilometer von Grainau entfernt ist. Es ist der Eibsee, praktisch der Zugspitzsee. Er ist nicht groß, aber sehr kalt und auch tief. An diesem See liegt ein Hotel, das einzige übrigens.«

»Sicherlich haben Sie dort schon ein Zimmer für mich reserviert.«

»Das kann ich nicht leugnen. Denn in dem Hotel ist auch die Familie Davies untergebracht worden. Zunächst für zwei Monate, dann will man weitersehen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie sind die Amerikaner denn auf diese Idee gekommen?«

»Das lag bei näherem Nachdenken eigentlich auf der Hand. Nach dem Krieg haben die Amerikaner das Hotel in Besitz genommen und darin ihre Soldaten untergebracht. Erst nach Jahren haben sie es wieder zurückgegeben. Daran erinnerten sie sich wieder, als es darum ging, einen relativ sicheren Platz für die Familie Davies zu finden.«

»Sie sagten einen *relativ sicheren,* Sir. Garantieren können Sie für die

Sicherheit nicht?«
»Nein.«
»Wird die Familie denn beschützt?«
Er schüttelte den Kopf. »Das hat man nicht getan. Man wollte eben kein Aufsehen erregen. Die Davies sollten im Hotel leben wie die anderen Gäste auch. Sie sollten Ausflüge machen, im See schwimmen, mit Booten fahren, auf die Zugspitze klettern… Die herrliche Landschaft sollte ihnen ein Gefühl der Sicherheit geben.«
Ich grinste. »Sie verstehen es, mir den Fall schmackhaft zu machen. Nur weiß ich bis jetzt noch nicht, was ich in dieser Gegend soll. Ein Urlaub ist es wohl nicht.«
»Das stimmt.«
»Worum geht es dann?«
»Um den Jungen.«
»Mario Davies?«
»Ja, denn er ist der große Unbekannte in der Rechnung. Mario ist ein außergewöhnliches Kind. Für sein Alter viel zu reif, aber das kann man hinnehmen. Da gibt es viele andere, die ebenso sind. Er hat allerdings ein Problem, das ihn von den meisten in seinem Alter unterscheidet. Es treibt ihn auf Friedhöfe. Ich will damit sagen, daß er die Toten liebt. Experten sind sogar der Meinung, daß er es schafft, mit ihnen Verbindung aufzunehmen. Er kann sie verstehen.«
»Woher wissen die Experten das?«
»Angeblich haben sie ihn untersucht.«
Was mir Sir James da gesagt hatte, gefiel mir gar nicht. Und ich erinnerte mich an einen Fall, mit dem ich praktisch in meinen Job eingestiegen war. Damals hatte ich den Hexer Orgow und sein Medium Lara gejagt. Dieses Medium war in der Lage gewesen, mit den Leichen zu kommunizieren.
Sie konnten sich an die Gräber stellen und mit ihnen sprechen, wobei es aber nicht geblieben war, denn die Toten waren als lebende Leichen aus den Gräbern gestiegen und hatten fürchterliche Greueltaten vollbracht.
»Sie denken an Orgow, John?«
»In der Tat, Sir.«
»Ich auch.«
Ich stand auf, drehte mich um und trat ans Fenster. Kühlere Luft umspielte mich. Ich hoffte, daß die große Hitze endlich ein Ende gefunden hatte. Der Himmel über London sah traurig aus. Er war grau, die Wolken lagen tief. Unter mir rauschte der Verkehr. Als ich mich wieder umdrehte, trank Sir James einen Schluck Wasser.
»Glücklich sehen Sie nicht gerade aus, John.«
»Ich bin es auch nicht.«
»Der Junge ist das große Problem. Vielmehr das zweite Problem, das

erste ist die Mafia.«

Ich ging wieder zu meinem Stuhl zurück. Unterwegs fragte ich: »Rechnet man denn damit, daß die Killer die Spur der Familie finden?«

»Wissen Sie, John, das habe ich auch gefragt, aber man wollte mir die Antwort nicht geben. Für die Amerikaner war der Junge das größere Problem. Sie hätten ihn gern im Land behalten. Dann aber hätte Sid Davies nicht ausgesagt. Er wollte seine Familie in der Nähe haben, und so kam Mario mit nach Germany.«

»Wo es auch Friedhöfe gibt.«

Sir James nickte. »In Grainau gibt es einen schönen. Er liegt auf einem kleinen Hügel, direkt hinter der Kirche. Schmucke Grabreihen, die sich am Hang terrassenförmig und auf drei Ebenen verteilen. Für Mario wäre der Friedhof ein idealer Ausflugsort und ein Feld für seine Experimente.«

Ich raufte mir die Haare. »Dann schicken Sie mich also los, um den Jungen zu beschützen?«

Ernst schaute mich der Superintendent an. »Nicht allein beschützen, John. Es könnte sein, daß er sich zu einer Gefahr entwickelt. Denken Sie an das Medium Lara damals. Dann müßten Sie eingreifen. Sie wären dazu gezwungen.«

Ich winkte schnell ab. »Himmel, soweit sind wir noch nicht. Ich denke auch, daß sich die Amerikaner geirrt haben.«

»Möglich. Darauf wetten würde ich nicht. Mario hat sich oft auf Friedhöfen herumgetrieben, und er hat auch zugegeben, daß er die Toten liebt. Er mag sie, aber er mag nicht, daß sie in einer feuchten Friedhofserde liegen.«

»Kann ich zwar nicht nachvollziehen, muß ich aber akzeptieren, Sir. Haben Sie ein Bild von ihm?«

»Ja, und von der ganzen Familie.« Sir James holte das Foto aus einem Schutzumschlag hervor und schob es mir über den Schreibtisch. Es war vergrößert worden und zeigte die Familie auf dem Golfplatz.

Mir fiel Eartha Davies sofort auf, weil sie eine Farbige war. Sie trug Freizeitkleidung, hatte das krause Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und lächelte in die Kamera. Man sah dieser Frau an, daß sie das Leben liebte.

In seinen rotweißen Bermudas wirkte Sidney etwas lächerlich. Wahrscheinlich auch deshalb, weil er ziemlich gebückt stand und sich auf einen Golfschläger stützte. Davies hatte blondes Haar, das er glatt nach hinten gekämmt trug. Sein Gesicht war breit, es wirkte knochig. Auf der Oberlippe wuchs ein blonder Bart.. Ein wenig erinnerte er mich an den Filmstar Nick Nolte.

Mario stand zwischen seinen Eltern. Seine Haut erinnerte mich an Milchschokolade. Den Schirm der Baseballmütze hatte er in die Höhe

geklappt. Er lächelte, doch die Augen lächelten nicht mit.

Ich bat Sir James um eine Lupe, die ich auch bekam. Dann schaute ich mir das Gesicht des Jungen genauer an.

Ja, es waren die Augen, die mich auch jetzt störten. Nicht sie selbst, sondern mehr ihr Blick. In ihnen lag der Blick eines Erwachsenen. Die Augen wirkten so, als hätte er in seinem jungen Leben schon alles gesehen. Nichts Menschliches war ihm mehr fremd.

Ich schob das Bild wieder zurück und legte die Lupe daneben. »Das ist allerhand«, sagte ich.

»Was denn?«

»Ich glaube Ihnen, Sir. Ich habe mich auf die Augen des Jungen konzentriert. Sie sehen aus, als hätten sie bereits alle Schlechtigkeiten der Welt entdeckt.«

»Vielleicht auch die der Toten.«

»Möglich.«

»Was wollen Sie tun, wenn…?« Er winkte ab. »Ach, es hat keinen Sinn. Sie müssen sich jeweils auf die Situationen einstellen. Ein Zimmer im Hotel ist für Sie reserviert. Sie werden nicht weit von der Suite der Familie entfernt wohnen.«

Für mich war längst klar, daß ich fliegen würde, hatte aber noch einige Fragen an den Chef. »Sagen Sie, Sir, wenn das alles zutrifft, was man von Mario annimmt, dann ist das nicht grundlos so gewesen. Es muß etwas geben, das ihn zu dem gemacht hatte, was er heute ist. Es kann nicht jemand hingehen und erzählen, daß er mit den Leichen spricht. Das ist unmöglich.«

»Glaube ich auch.«

»Hat man Ihnen etwas über den Jungen mitgeteilt? Über seine Herkunft, über den Grund seines ausgefallenen Hobbys? Es wird nicht jemand geboren, dem plötzlich einfällt, die Toten zu lieben. Das widerspricht allen Erfahrungen.«

»So dachte ich auch.«

»Aber…«

Sir James schaute seiner Hand zu, die Figuren auf die Schreibtischplatte malte. »Man konnte oder wollte mir keine Informationen geben. Jedenfalls ist man in den Staaten nicht glücklich darüber, daß die Familie so weit weg ist. Nun ja, man kennt Sie, John, und man hat sich deshalb an mich gewandt, um die Sache zu regeln. Fahren Sie nach Grainau und halten Sie ein Auge auf den Jungen. Wenn Sie ihn im Hotel nicht sehen, werden Sie ihn sicherlich auf dem Friedhof finden.«

Ich verzog den Mund. »Ja, das denke ich auch. Wenn es da nicht noch ein Problem gäbe. Ich muß damit rechnen, daß die Mafia dank ihrer ausgezeichneten Beziehungen ebenfalls herausgefunden hat, wo sich die Familie Davies aufhält.«

»Auch, John.«
»Und damit geraten all die Personen in die Schußlinie, die sich im Dunstkreis der Familie aufhalten.«
»Darauf sollten Sie achten.«
Ich war nicht begeistert. Vor allen Dingen deshalb nicht, daß ich allein fahren sollte und Suko zu Hause blieb. Das war wieder ein Job, der nicht Fisch und nicht Fleisch war und mich in Lebensgefahr bringen konnte.
Sir James öffnete die Schublade seines Schreibtisches und holte wieder einen Umschlag hervor. Auf ihm schimmerte die Reklame eines Reisebüros.
»Aha, mein Ticket.«
»Richtig. Fliegen Sie bis München und nehmen Sie sich dort einen Leihwagen. Es gibt eine Autobahn bis Garmisch. Staus müssen Sie einkalkulieren.«
»Das kenne ich von London.« Ich nahm das Ticket entgegen und setzte mich nicht mehr hin. »Wie ich Sie kenne, fliege ich morgen früh.«
»Mit der ersten Maschine.«
»Dann ist der Abend gelaufen.«
Hinter den dicken Brillengläsern weiteten sich die Augen meines Chefs. »Hatten Sie denn etwas Bestimmtes vor?«
»Zwei oder drei Bierchen hätten mir schon gutgetan. Macht nichts, auch in Bayern soll es prima Bier geben. Und da in Bayern Bier wohl kein Alkohol ist, kann ich mir hin und wieder einen Schluck aus dem großen Glas genehmigen.«
»Schön, daß Sie noch Humor haben, John.«
»Nur so kann man den Job ertragen.« Ich winkte Sir James zu und stand wenig später vor der Tür.
Wieder einmal hatte es mich erwischt. Ein Job ohne Suko. Dafür mit vielen Andeutungen beladen, und ich dachte nicht so sehr an den Jungen, sondern vielmehr an die Mafia.
Wenn die Ami-Verbrecher ihre Kontakte spielen ließen, konnten sie auf zahlreiche Mörder zurückgreifen, die in Europa hockten. Schließlich war die Organisation weltumspannend.
In London regierte Logan Costello. Auch für ihn arbeiteten zahlreiche Killer. Nur konnte ich mir nicht vorstellen, daß er Leute abstellen mußte, denn Italien, das Mutterland der Mafia, lag näher.
Nein, das war ein Job, der mir nicht gefiel.
Ich ging nicht erst in mein Büro, sondern verließ das Gebäude, um nach Hause zu fahren.
Etwas ging mir während der Fahrt nicht aus dem Kopf. Es waren die Augen des jungen Mario Davies…

***

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gefühl der Wut. Er glaubte, reingelegt worden zu sein, denn die kleine Tür war verschlossen worden. Sie gehörte zu einem Gebäude, das hinter der Kirche lag. Es war mehr ein Schuppen, in dem all die Dinge lagerten, die der Friedhofsgärtner für seine Arbeiten benötigte, und die Tür war eigentlich nicht abgeschlossen worden. Warum in dieser Nacht?

Mario startete einen erneuten Versuch. Er drückte die alte schwarze Klinke nach unten, preßte sein Knie gegen das Holz, aber offen bekam er den Zugang nicht. Da hätte er die Tür schon aus den Angeln reißen müssen.

Noch immer wütend trat Mario einen Schritt zurück. Gleichzeitig machte er sich auch Sorgen. Es konnte an ihm liegen, daß die Tür abgeschlossen worden war. Seine Ausflüge zum Friedhof hin waren wohl nicht unbeobachtet geblieben, und dieser heimliche Beobachter hatte ihm nun eine Falle stellen wollen.

Der Gedanke daran gefiel ihm gar nicht. Mario drehte sich aus dem Schutz der Mauer nach links, wo das offene Gelände begann und auch die drei terrassenförmig angelegten Gräberfelder.

Dort war niemand zu sehen.

Nach wie vor lag der Friedhof wie eine gespenstische Kulisse im Schein des Mondes. Niemand bewegte sich auf den schmalen, gepflegten Wegen. Die Sicht war in dieser Nacht gut. Die Berge im Hintergrund standen dort als gezackte schwarzgraue Kulisse, über der sich ein Himmel ohne Wolken ausbreitete. Der August war sehr warm gewesen, und eine Änderung des Wetters war in der Südhälfte Deutschlands nicht in Sicht.

Was tun?

Mario hatte sich aus dem Hotel fortgeschlichen und nur seiner Mutter Bescheid gegeben, die ihn nicht aufhalten wollte. Sie hatte sogar ein verständnisvolles Lächeln für ihn übrig gehabt, und sein Vater hatte schon geschlafen.

Jedenfalls mußte er in den Schuppen!

Mario überlegte. Da die Tür verschlossen war, ging so etwas nur mit Gewalt. Durch seine Körperkräfte allein konnte er die Tür nicht aufbrechen, er brauchte Werkzeug, das aber lag im Schuppen, und so bewegte er sich nur im Kreis.

Aber er dachte nach. Und er kannte das Gelände wegen seiner zahlreichen Besuche sehr genau.

Mario ging dorthin, wo das große Wasserbecken stand. Es war fast leer. Ein modriger Geruch wehte ihm entgegen, und um das Becken herum lagen auf dem Boden alte Pflanzen- und Blumenreste.

Auf seinen Erkundungsgängen hatte er sich auch hier umgeschaut und entdeckt, daß hinter dem Becken ebenfalls Werkzeug lag, das nicht mehr so dringend gebraucht wurde und deshalb verrottete.

Er schaute nach. An einem dichten Strauch quetschte er sich vorbei. Die Blätter glitten über sein Gesicht.
Mit dem rechten Fuß stieß er vor einen Widerstand, bückte sich und lächelte, als er seine rechte Hand um den Griff eines Spaten legte, den er aus seinem Versteck holte.
Vor dem Becken stellte er den Spaten wieder hin. Das Blatt war völlig verrostet. Es steckte auch nicht mehr fest mit dem Griff zusammen, insgesamt war es ein sehr lockeres Werkzeug, für die normale Arbeit nicht mehr zu gebrauchen.
Für ihn jedoch ideal.
Es ging ihm wieder besser, als er sich auf den Weg machte. Dabei blieb er vorsichtig und versuchte auch, die Trittgeräusche so stark wie möglich zu dämpfen, was ihm nicht immer gelang.
Keiner stellte sich ihm entgegen, und auch als er die Tür erreichte, konnte er niemanden entdecken.
Der Friedhof wurde zwar viel besucht, aber nur am Tage.
Mario hatte zwar eine Taschenlampe mitgenommen, die ließ er jedoch stecken. Das Mondlicht war hell genug.
Er drückte die Tür etwas nach innen. Einige Millimeter reichten ihm schon, um den Spaten in Höhe des Türschlosses ansetzen zu können. Bei genügend starkem Druck mußte es einfach aufbrechen.
Er schaute noch einmal nach, bevor er das Spatenblatt wie einen Hebel benutzte. Mario hörte es knirschen, und er verstärkte den Druck noch.
Der Widerstand nahm ab. Die Tür ächzte wie ein Mensch, der sich in großer Not befindet. Dann endlich bog sie sich zur Seite, noch einmal knirschte das alte Holz in Höhe des Schlosses, das dann seinen Widerstand aufgab.
Für Mario war der Weg frei!
Er lächelte. Den Spaten legte er zur Seite, wischte sich den Schweiß von der Stirn, schaute sich um, sah niemanden und holte die Taschenlampe hervor.
Er blieb noch an der Tür stehen und ging auf Nummer Sicher. Der Strahl tauchte in den Schuppen ein, um das hervorzuholen, was zwischen den Wänden lagerte.
Der Geruch, der ihm entgegendrang, hätte auch in eine Gärtnerei hineingepaßt. Es roch nach Blumen, nach Erde und Dünger. Der lag an der linken Seite, übereinandergestapelt in prallgefüllten Säcken.
Mario Davies ging einen kleinen Schritt vor. Er bewegte einen Arm nach rechts. Wie ein langer, bleicher Geisterarm machte das Licht die Bewegung mit. Es konzentrierte sich schließlich auf eine bestimmte Stelle. Nur auf sie kam es dem Jungen an.
Ein alter Metallschrank hatte dort seinen Platz gefunden. Mario wußte, daß die Friedhofsgärtner dort ihre Arbeitskleidung verstauten.

Er hatte alles unter Kontrolle und lächelte, als er sich dem Spind näherte. Dabei mußte er einigen Metalleimern ausweichen. Er wollte sie nicht berühren, keine Geräusche verursachen.

Direkt neben dem Spind standen die drei Kerzenleuchter. Auch sie hatten im Laufe der Zeit Rost angesetzt, aber sie waren genau das, was Mario benötigte. Die dazugehörigen Kerzen steckten in seiner Innentasche. Er würde sie später in die Öffnungen stecken.

Zunächst kümmerte er sich um die Leuchter. Licht brauchte er nicht mehr, deshalb ließ er die Taschenlampe verschwinden. Zwei Leuchter trug er mit der rechten, einen mit der linken Hand. Er drehte sich wieder der Tür zu, ohne jedoch den Schuppen zu verlassen.

Marie lauschte.

Der Junge hörte nichts. Selbst der Wind war eingeschlafen, was hier nicht oft vorkam. Die herrschende Grabesstille paßte zu diesem Gelände.

Wie eine besonders kostbare Gabe hielt er die drei verrosteten Kerzenständer fest. Als er den Schuppen verlassen hatte, versteckte er den Spaten noch im Gebüsch, dann drückte er die Tür so gut wie möglich zu und hob nur die Schultern, als er die Zerstörungen nahe des Schlosses sah. Sollten sich andere darüber Gedanken machen, er brauchte es nicht zu tun. Mario nahm die Leuchter wieder an sich und verließ die unmittelbare Umgebung der Kirche und des Schuppens. Sein Ziel waren jetzt bestimmte Stellen auf dem Friedhof.

Trotz seines jungen Alters kannte sich Mario mit Friedhöfen sehr gut aus. Er hatte sie in allen Variationen erlebt. Die alten, die überwucherten, die unheimlichen, die mit dem Gruseltouch. Es gab auch Friedhöfe mit pompös gebauten Gräbern.

Dieser hier war an einem Hang angelegt worden, und gepflegte Wege durchkreuzten ihn wie ein Gitter, wobei ein Hauptweg den Friedhof in der Mitte teilte, und zwar vom oberen bis zum unteren Drittel hin. Treppen verbanden die verschiedenen Ebenen miteinander.

Viele Gräber waren durch Dachkreuze geschützt. In der Mitte vieler Kreuze schimmerten die Fotos der Verstorbenen als kleine Votivbilder und letzte Erinnerungen.

Diese Kleinigkeiten überging Mario, als er die erste Treppe hinter sich gelassen hatte, um sich dann nach links zu wenden, denn dort lag sein Ziel.

Drei Gräber!

Ziemlich abseits gelegen, als wollten die übrigen Toten mit ihnen nichts zu tun haben. Die Gräber sahen auch nicht so gepflegt aus, waren von Wildkräutern überwuchert.

Hier waren keine Einbeimischen, sondern Fremde bestattet.

Der parallel zur Mauer führende breite Weg war mit kleinen grauen Steinen befestigt worden. Leise konnte man ihn nicht entlanggehen,

und besonders in der Nacht waren die Geräusche sehr laut, was Mario ziemlich störte.

Was über ihm geschah, konnte er nicht sehen, da nahm ihm die Mauer den Blick, deshalb schaute er nach rechts, über die beiden anderen Gräberfelder hinweg und bis hinunter zur Straße, über die um diese nächtliche Zeit kaum ein Wagen fuhr.

Es war allein…

Allmählich verging auch sein Mißtrauen. Er schritt schneller aus, denn er mußte es in dieser Nacht durchführen. Mario wußte genau, daß die Toten nicht länger warten wollten. Es drängte sie, wieder Kontakt aufzunehmen mit der Welt der Lebenden. Dann würden sie als Zombies durch die Nacht irren und sich auf die Suche nach Menschenfleisch machen.

Der Gedanke daran störte ihn, schreckte ihn aber nicht so ab, als daß er seinen Plan fallengelassen hätte. Bis zu seinem Ziel hatte er es nicht mehr weit. Im Licht der Lampe hätte er die Gräber schon sehen können, doch darauf verzichtete er. Der Junge kam auch im Dunkeln sehr gut zurecht. Zudem stand der Mond am Himmel wie eine einsame Laterne und schaute auf die Welt nieder.

Der Weg endete an der seitlichen Grenze des Friedhofs, die von einer dichten Strauchreihe gebildet wurde. Es war noch etwas Platz gelassen worden für neue Gräber, doch das interessierte Mario Davies nicht.

Er wandte sich nach links.

Es gab hier auch keine Mauer mehr, die ihn gestört hätte. Nur einen leicht ansteigenden Hang, aus dem an einer bestimmten Stelle drei Grabsteine hervorragten.

Sie unterschieden sich von den übrigen. Zunächst einmal waren sie sehr alt, das traf auf andere auch zu. Nur wurden diese von den Hinterbliebenen gepflegt, bei diesen drei Gräbern hatte man es bewußt nicht getan.

In der Erde lagen auch keine Einheimischen, sondern Fremde, die kurz nach dem Zweiten Weltkrieg hier als Besatzungsmacht aufgetreten waren.

Auf den ersten Blick sahen die Grabsteine aus, als würden sie nebeneinander stehen. Das stimmte nicht. Ein Grabstein, der höchste, markierte praktisch den Fixpunkt, die beiden anderen erhoben sich weiter nach hinten versetzt aus dem Boden, der hier von Wildkräutern überwuchert war. Der Junge machte sich an den leichten Aufstieg. Auf dem feuchtem Gras wäre er beinahe abgerutscht, doch er hatte noch mal Glück gehabt.

Er lächelte. Die Leuchter stellte er neben sich auf den Boden und legte eine kleine Pause ein, da er zunächst einmal zu Atem kommen mußte. In den letzten Minuten hatte er sich schon angestrengt, zudem waren die Kerzenständer ziemlich schwer gewesen.

Auf sie kam es an.
Bevor sich Mario um sie kümmerte, betrachtete er die drei Grabsteine noch genauer. Die Namen an ihren Frontseiten waren nicht mehr zu entziffern. Im Laufe der Zeit hatte sich Moos auf dem Gestein gebildet und alles überwuchert. Zudem kam es ihm nicht auf die Namen an, sondern nur auf die Toten.
Der Junge leckte über seine Lippen. Es war komisch, aber er spürte den Geschmack von Erde. Mario lächelte. Er stand an der hinteren Seite des Grabes, hielt sich am Stein fest und zog sich herum.
Auf dem Grab blieb er stehen.
Eine einsame Gestalt, die sich jedoch nicht einmal so fühlte, denn Mario spürte sehr genau, daß er nicht allein war. Unter ihm tat sich etwas, dort lag eine Leiche, die aber keine war, das wußte er sehr genau, auch wenn die Menschen anderer Ansicht waren.
Er hockte sich nieder. Seine flachen Hände klopften die Umrisse der Grabstätte ab. Hier stand keine Blume, ein Weihwasserbecken gab es erst recht nicht, und auch mit einem Bild konnte dieses Grab nicht aufwarten.
Er sah nur den Stein, der im Mondlicht eine grünliche Farbe angenommen hatte. Das lag auch an der Moosschicht, die ihn wie ein enger Mantel bedeckte.
Wieder klopfte er mit den flachen Handflächen. Er hielt dabei einen bestimmten Rhythmus ein, unterbrach seine Tätigkeit für einige Sekunden und lauschte.
Keine Reaktion aus der Tiefe. Unmutsfalten bildeten sich auf seiner Stirn. Mario hatte damit gerechnet, daß sich etwas rühren würde. Es war nicht der Fall gewesen. Mit der linken Hand strich er durch sein Haar. Er war etwas verunsichert. Sollte er alles falsch gemacht haben? War diese Nacht doch nicht die richtige gewesen?
Das konnte und wollte er sich nicht vorstellen. Diese Gräber waren schon richtig, denn die Vergangenheit konnte einfach nicht lügen. Er untersuchte auch die nächsten beiden, wieder ohne Erfolg.
Dann richtete er sich auf.
Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß die Zeit günstig war. Mitternacht lag inzwischen fünf Minuten zurück. Es war die erste Stunde des nächsten Tages, wo alle Probleme der Menschen zunächst in den Hintergrund geschoben wurden. Sie gehörte den unheimlichen Mächten, den geheimnisvollen Geistern und Naturkräften, aber auch den Toten. Das wußten nur wenige Menschen, und Mario gehörte dazu.
Er ging dorthin, wo er die drei Leuchter zurückgelassen hatte. Der Mond war mittlerweile weitergewandert. Noch immer stand er frei am Himmel und schielte mit seinem bleichgelben Glotzauge auf den einsamen Bergfriedhof von Grainau nieder.

Den Gedanken an einen Verfolger hatte Mario Davies aufgegeben. Er glaubte nicht daran, daß er beobachtet worden war, sonst hätte sich der andere längst gemeldet und versucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Mario hob die Leuchter der Reihe nach vorn. Zunächst bestückte er damit die hinteren beiden Grabsteine, deren obere Kante breit genug war, um den Leuchtern Halt zu bieten. Zwar standen die Grabsteine etwas schief, aber nicht so sehr, als daß die Leuchter von ihren Rändern herabgerutscht wären.

Mario war zufrieden. Er begann damit, die bleichen Kerzen in die vorhandenen Öffnungen zu stecken.

Drei Leuchter waren es. Jeder hatte drei Arme, und der Junge hatte neun Kerzen mitgenommen. Sie sahen normal aus, waren auch normal eingefärbt worden, und trotzdem waren sie es nicht. Als Mario sie dicht vor seine Nase hielt und an ihnen roch, da nahm er den Geruch von Blut und fremden Stoffen auf.

In seinen Augen leuchtete es. Die Nasenflügel vibrierten. Er genoß diesen Augenblick, denn dieser ungewöhnliche Geruch gab ihm ein heimatliches Gefühl mit auf den Weg. Er erinnerte ihn an eine Vergangenheit, in der er vieles vorbereitet hatte.

Noch einmal überprüfte er den Sitz der Kerzen. Dann bewegte er sich wie ein Schatten zur Seite, bis die Zweige eines Busches seinen Rücken berührten.

So blieb er stehen.

Seine rechte Hand verschwand in der Hosentasche. Er holte eine große, mit Zündhölzern gefüllte Schachtel hervor, schob sie auf, nahm ein Streichholz mit spitzen Fingern hervor und zerrte den Kopf über die Reibfläche. Das Geräusch störte ihn nicht sonderlich, weil er sich nicht beobachtet fühlte.

Mario schaute zu, wie die leicht grünliche Flamme mehr Nahrung bekam und größer wurde. Er schirmte sie mit der Hand ab und hielt sie gegen den Docht der ersten Kerze.

Wegen der Windstille flackerte die Flamme nicht mal, als sie sich in die Höhe reckte. Ruhig brannte sie weiter, und Mario war zufrieden. Das war er auch dann noch, als die restlichen acht Kerzen brannten und der Umgebung ein völlig anderes Aussehen gaben. Hier war eine schimmernde Insel entstanden, in der Kerzenlicht eine Kuppel bildete, aber nicht zu hell war, so daß die Atmosphäre des Friedhofs nicht gestört wurde.

Sie war hier unheimlicher geworden…

Wo Licht ist, da ist auch Schatten.

Sie verteilten sich wie schwarzgraue Tücher auf den Gräbern oder krochen an den Steinen in die Höhe.

Für den Jungen gab es zwei Arten von Leben. Einmal das Leben, zu

dem er auch stand und das ihn umgab, zum zweiten das schattenhafte, nicht sichtbare Leben, das tief im Verborgenen lag, sich hinter jenseitige Welten zurückzog, von den Menschen nicht mehr akzeptiert wurde und manchmal mit den Begriffen Geister- oder Totenscharen belegt wurde.

In dieses Leben war Mario hineingetaucht, denn er selbst hatte es durch das Licht der Kerzen geschaffen. Hinzu kam der Odem des Todes, der aus den Tiefen der Gräber stieg und Mario wie eine Botschaft aus unendlicher Ferne erreichte.

Er freute sich darüber. Auch wenn er beim ersten Versuch keinen direkten Kontakt bekommen hatte, jetzt, wo die Kerzen brannten, würden die anderen seine Botschaft schon verstehen.

Die beiden hinteren Gräber ließ er zunächst außer acht. Er wollte sich um das erste Grab kümmern, das auch am wichtigsten war. Es hatte den höchsten und markantesten Grabstein, der im Schein der drei Kerzen aussah, als würde er zu seinem Ende hin zerfließen. Da wurden sie eins mit der dunklen Erde, als wollten sie in sie hineinkriechen und nie mehr zurückkehren. Aber hier sollte jemand zurückkehren. Er wollte nicht, daß die Toten noch länger in der Feuchtigkeit lagen und Besuch von Würmern und Käfern bekamen, die an ihrem Fleisch knabberten. Das Schicksal hatte seine Fäden wie eine Spinne gesponnen, und auf einem dieser Fäden hatte Mario das Ziel erreicht.

Er maß eine bestimmte Stelle mit seinen Blicken ab, war zufrieden und setzte sich dann in Bewegung. Er mußte den alten Ritualen folgen. Die Stätte mußte in bestimmten Abständen von ihm umschritten werden, und er mußte dabei auch eine bestimmte Schrittfolge einhalten und die von den Alten überlieferten Gesänge aus den Totenreichen vortragen. Zum Glück kannte er sie auswendig.

Mario ging seinen Weg.

Es war im Prinzip ein Kreis, den er um diese Lichtinsel gehen mußte, und das siebenmal.

Dabei blieb er nicht ruhig. Alte Beschwörungen drangen über seine Lippen. Er strengte sich dabei an, die Worte waren schwer auszusprechen. Schon bald bedeckte ein öliger Film aus Schweiß seine Stirn, aber er machte weiter und fühlte sich schon bald wie jemand, der von der normalen Erde abgehoben hatte.

War er schon der Herr über die Toten?

Seine Augen jedenfalls erinnerten an die von Leichen. Sie hatten sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise verdreht. Die Pupillen waren so gut wie verschwunden, und nur das Weiße schaute hervor wie bei zwei bemalten Spiegeln.

Die letzte Runde lag hinter ihm.

Vor dem ersten Grabstein blieb Mario Davies stehen. Er schwankte

leicht, die letzten Anstrengungen waren auch für ihn nicht so leicht zu verkraften gewesen. Dann senkte er den Blick. Er hoffte, daß sich das Grab vor ihm öffnen und ihm zeigen würde, was dort unten lag, aber die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Der Junge stöhnte auf.

Warum nicht? Weshalb hatten die Beschwörungen keinen Erfolg gezeigt? Es waren die alten, überlieferten Sprüche gewesen, und er hatte nichts falsch gemacht.

Oder trauten sich die Leichen nicht, sich zu melden? Das konnte durchaus sein. Wenn es stimmte, dann lag der Fehler bei ihm, dann hatte er etwas übersehen.

Mario schüttelte den Kopf. Noch einmal erinnerte er sich, betrachtete dabei den Mond und schien dessen Schein zu trinken, um neue Kraft zu bekommen.

Doch er war weder ein Werwolf noch ein Vampir, sondern nur ein normaler Mensch mit einem bestimmten Wissen und auch einer bestimmten Herkunft.

Der Mond schwieg, die Toten ebenfalls, und so startete er einen letzten Versuch.

Mario kniete sich auf dem Grabboden hin. Deutlich spürte er die weiche Erde. Wollte sie ihn verschlingen?

Der Junge beugte seinen Körper vor und horchte konzentriert.

Die kühle Erde berührte sein Ohr, er hörte nichts, kein Kratzen alter Fingernägel, kein Knirschen brechender Knochen, es blieb totenstill, wie es sich für einen Friedhof gehörte. Dann flüsterte er die Worte in die Graberde hinein. Dicht vor seinem Gesicht bewegte sich ein Käfer. Das Tier wurde vom Luftzug erwischt, der die Worte begleitete. Es floh.

Mario gab nicht auf. Er wußte, daß man nicht nur mit den Menschen Geduld haben mußte, mit den Toten verhielt es sich nicht anders. Sie hatten zwar keinen eigenen Willen mehr, doch sie würden sich irgendwann schon dankbar zeigen.

»Verlasse das kühle Grab! Komm endlich wieder! Deine Zeit ist da. Du kannst gar nicht weit genug entfernt gewesen sein, als daß ich dich nicht gefunden hätte. Ich werde es sein, der dich aus dem dunklen Schacht hervorholt. Stoße die kalte Erde beiseite, komm in, die alte Welt, wo ich im Schein des Mondes auf dich warten werde. Es ist meine Nacht, es ist deine Nacht, unsere Nacht. Die Entscheidung muß heute fallen. Ich habe mich nicht geirrt.«

Der Junge bebte und zitterte. Er wollte endlich den Lohn seiner langen Bemühungen ernten.

Hatte er Erfolg damit?

Ja, die Antwort war da.

»Habe ich dich endlich, du kleiner Hundesohn, du!«

Mario Davies hatte das Gefühl, allmählich zu vereisen. Wie konnte dieser Tote nur so zu ihm sprechen? Das war Wahnsinn, das durfte einfach nicht sein!

Die Stimme hatte ihn aus seiner eigenen Welt hervorgerissen, und plötzlich konnte er wieder klar denken und fand sich zurecht. Nein, sie war nicht aus dem Grab gedrungen, sondern aus seiner unmittelbaren Nähe. Wahrscheinlich sogar hinter ihm.

Von dort hörte er sie noch einmal. »Komm endlich hoch, du verdammter Grabschänder!«

Auch wenn Mario die deutsche Sprache nicht perfekt beherrschte, er wußte schon, was der Fremde gemeint hatte. Sehr langsam drehte er sich um, und ebenso behäbig stand er auch auf.

Vor ihm stand der Friedhofsgärtner!

***

Eigentlich hätte er jetzt vor Schreck im Boden versinken oder anfangen zu zittern müssen, doch der Junge blieb gelassen, auch wenn der Mann, der sich vor ihm aufgebaut hatte, viel kräftiger und größer war als er. Als Gärtner konnte er kein Schlappschwanz sein. Da brauchte er Kraft, denn er war gleichzeitig auch Steinmetz und kümmerte sich um die Grabsteine. Manche schleifte er zurück, schnitt sie auch in einer kleinen Werkstatt, und wenn er sie stemmte, bekamen manche Zuschauer wegen seiner Kräfte große Augen.

Der Mann trug eine dunkle Hose, Gummistiefel, ein Hemd und eine ärmellose Weste. Sein rundes Gesicht mit der kräftigen Sattelnase sah im Schein der Kerzen aus wie geröstet. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn. Aus seinem Mund wehte Mario eine Fahne entgegen.

Der Mann nickte. Er schaute sich um. Die breiten Lippen zuckten dabei, aber er hielt sich mit einem Kommentar zurück. Schließlich sagte er, was sehr selbstzufrieden klang. »Du also. Du kleine Ratte schleichst hier über den Friedhof und schändest die Gräber.«

Mario schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Ich habe den Gräbern nichts getan.«

»Halt's Maul. Was immer du auch gemacht hast, ich werde dir eine Abreibung verpassen und dich dann mit zur Polizei nehmen. Sollen die sich um dich kümmern.« Der Gärtner bemühte sich, einigermaßen Hochdeutsch zu sprechen, denn auch er hatte gemerkt, daß vor ihm ein ausländischer Junge stand.

»Ich gehe nicht zur Polizei!«

»Ha, da wird dir wohl nichts anderes übrigbleiben. Die haben auf Lümmel wie dich nur gewartet. Wo kommst du überhaupt her?«

»Nicht von hier.«

»Das sehe ich. Bist ja fast ein Neger. Tourist hier in Grainau?«

»Nein.«

»Wo dann?«
»Am Eibsee.«
»Ach so - da.« Der Mann schnaufte verächtlich. »Ist vornehm da.« Er schaute sich um. Die Beine hatte er ausgestreckt und die Füße direkt in den weichen Grabboden gerammt. Mit der rechten Hand deutete er auf die Kerzenleuchter. »Was hat das zu bedeuten? Weshalb stellst du die Dinger auf die Grabsteine? Bist du verrückt?«
»Das mußte so sein.«
»Ach ja? Warum denn?«
»Weil ich mit den Toten eine Verbindung aufnehmen will - deshalb!«
Der Gärtner hatte die Antwort locker nehmen wollen. Jetzt aber stutzte er und beugte den Kopf vor.
Er schluckte, rülpste, der Bierdunst drang noch stärker auf das Grab, dann fragte er: »Sag mal, kannst du das wiederholen?«
»Gern.«
Der Mann keuchte und flüsterte: »Ich glaub', ich steh' im Wald. Ich… ich bin doch nicht blöd. Das ist doch Scheiße. Du willst mich hier auf dieser Stätte verarschen, du kleiner Stinker.«
»Das will ich nicht.«
»Was willst du dann?«
»Daß man mich in Ruhe läßt. Ich will allein mit den Toten sein. Wir haben uns viel zu sagen, sehr viel.«
Der Gärtner wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Da er sich nicht entscheiden konnte, tat er keines von beiden. Er kam aber auf die Gräber zu sprechen. »Okay, Bursche, du hast dir die richtigen ausgesucht. Weißt du überhaupt, wer hier in der Erde liegt? Wer hier vor vielen Jahren verscharrt wurde?«
»Drei Männer.«
»Ja, du hast recht. Drei Amis. Bist wohl auch Ami, wie? Es waren Soldaten, die hier mal hausten. Nichts gegen die Soldaten im allgemeinen, aber diese drei waren Hundesöhne, Verbrecher. Sie… sie haben schlimme Dinge gemacht, sie töteten, deshalb mußten sie sterben. Irgend jemand hat sie erwischt. Der Mörder ist bisher nicht gefunden worden. Sie sollten auch nicht nach drüben gebracht werden, deshalb hat man sie hier verscharrt. Abseits des normalen Friedhofs, in ungeweihter Erde. Ein Platz für Mörder. Wir hätten uns gern gewehrt, damals, aber das ging nicht. Wir hatten nichts zu sagen. Und seit der Zeit - vierzig Jahre schon - liegen *sie* hier. Sie sind verfault«, der Gärtner verzog das Gesicht vor Ekel. »Die Würmer haben sich in ihr Fleisch gegraben. Höchstens Knochen würden wir noch finden. Es wird nicht mehr lange dauern, dann werden wir die drei Gräber hier einebnen, denn wir brauchen Platz für neue Gräber.«
»Das weiß ich.«
»Wie schön.«

»Deshalb bin ich auch gekommen, um sie zuvor noch einmal zu sehen. Ich will auch mit ihnen sprechen. Es ist wichtig, sehr wichtig sogar.«

Der Gärtner holte tief Luft. »Gut, es ist wichtig für dich. Das glaube ich dir sogar, denn ich habe dich schon in den letzten Nächten beobachtet. Du bist des öfteren über den Friedhof geschlichen, und du hast auch immer wieder in mein Gartenhaus geschaut. Ich habe es dann mit einem Schloß versehen, mußte jedoch feststellen, daß es aufgebrochen war. Eine strafbare Handlung, mein Junge, und deshalb werde ich dich der Polizei melden.« Er bekräftigte seine Worte durch ein Nicken. »Du kannst jetzt die Kerzen ausblasen und die Leuchter wieder mitnehmen. Ein Friedhof ist da, um die heilige Ruhe zu bewahren, aber nicht, um irgendwelche komischen Experimente darauf zu veranstalten. Ich habe in der Zeitung über Jugendliche gelesen, die in der Nacht auf den Friedhof schleichen und die Gräber schänden. So etwas darf bei uns nicht geschehen. Pack jetzt deinen Kram und verschwinde von hier.«

»Ich gehe nicht.«

Der Gärtner glaubte, sich verhört zu haben. Er schüttelte zunächst den Kopf, schaute den Jungen an und ließ ihn nicht mehr aus den Augen.

Etwas gefiel ihm nicht. Er war zwar nicht betrunken, aber er mußte trotzdem überlegen, woran es lag. Dann fiel es ihm ein. Der Junge zeigte keine Angst. Er gab sich selbstsicher, stand vor ihm und lächelte sogar.

Legte er es vielleicht darauf an, eine Tracht Prügel zu kriegen? Der Gärtner gehörte noch zu den Menschen, die der Meinung waren, daß zur Erziehung eines jungen Menschen auch die Prügel gehörte. Vor allen Dingen dann, wenn sie sich gegen die häusliche Ordnung stellten.

Er nickte Mario zu. »Ich habe dich gewarnt, du wolltest nicht. Jetzt werde ich dich an den Ohren zur Polizei schleifen, darauf kannst du dich verlassen.«

Um Mario zu erreichen, mußte er zumindest zwei große Schritte gehen. Nach dem ersten erreichte ihn die Warnung des Jungen. »Geh, bevor es zu spät ist.«

Der Mann zögerte. »Das bestimme noch immer ich.« Sein Gesicht bekam einen Ausdruck der Wut.

Er wollte weitergehen - und konnte es nicht. Auf einmal steckte er mit dem linken Bein im Boden fest…

***

Das begriff der Gärtner nicht. Er holte laut Luft, dann fluchte er und sprach dabei Worte, die Mario noch nie in seinem Leben gehört hatte.

Er versuchte, das linke Bein aus dem plötzlich weich und sumpfig gewordenen Grabboden zu zerren, doch es gelang ihm nicht, denn er steckte bereits bis zum Schienbein fest.

»Jetzt ist es zu spät!« sagte Mario. Mit einer lässigen Bewegung verließ er das Grab und beugte sich rechts neben ihm auf, die Hände vor seinem Körper zusammengelegt.

Auf dem Grab begriff der Gärtner noch immer nicht, in welch einer Gefahr er steckte. Er wollte sich mit dem rechten Fuß abstemmen, um so Halt zu bekommen, auch das klappte nicht, denn sein zweites Bein versank ebenfalls.

Er war kleiner geworden. Den Kopf senkte er, als würde sich auf dem Grab eine Gelegenheit bieten, die ihn aus dieser Lage befreien konnte. Da war nichts. Selbst der Grabstein stand zu weit entfernt, als daß er ihn durch ein Vorbeugen seines Körpers hätte erreichen können.

Auf dem brannten die Flammen und bewegten sich zuckend von einer Seite auf die andere, so daß die Schatten größer und huschender wurden und auch den Mann nicht verfehlten, der vor Zorn aufstöhnte und mit aller Kraft versuchte, die Beine aus der Erde zu ziehen.

Er schaffte es nicht.

Immer wenn er sie bewegte, rutschte er noch ein Stück tiefer. An seinen Füßen spürte er einen Druck, als hätten die alten Knochenhände eines Toten die Knöchel umklammert, um ihn nie mehr wieder loszulassen. Wenn er noch tiefer in das Grab gezogen wurde, würde er elendig ersticken.

So mußte es einem Menschen ergehen, der in den Sumpf gefallen war und keine Chance mehr hatte, ihn zu verlassen.

Der Mann stand bis zu den Hüften in der Erde und flehte den Jungen an.

»Hilf mir, bitte… zieh mich hier raus!« Er streckte ihm die Hände entgegen.

Der Junge blieb stur. »Ich hatte dich gewarnt«, sagte er und lächelte dabei.

Das Gesicht des Gärtners veränderte sich. Die Haut nahm eine aschgraue Farbe an, was selbst bei diesen Sichtverhältnissen zu sehen war. Schweiß strömte aus den Poren und machte die Haut zu einer glatten Fläche. Das Grauen schlich näher, es wurde begleitet von Todesangst!

Da komme ich nicht mehr raus, dachte er.

Wer trug da die Schuld?

Der Junge! Dieser verdammte Bastard mit seinen Reden und den wahrscheinlich finsteren Beschwörungen. Er stand da und schaute zu. Er lächelte sogar triumphierend, während der Gärtner immer tiefer sackte.

Er atmete laut und röchelnd, weil er schon jetzt das Gefühl hatte, als

wären Erdmassen dabei, seinen Brustkorb abzusperren und ihm die Luft zu nehmen.

»Du bist ein Hundesohn, ein kleiner schwarzer Bastard! Ein verdammter Hundesohn! Was hast du mit dem Grab gemacht?« schrie er voller Wut und Angst. »Warum frißt es mich auf?«

»Du hättest gehen sollen!«

»Hilf mir doch!«

»Nein!«

Wieder ein Ruck. Diesmal noch kräftiger als zuvor. Der Gärtner steckte plötzlich bis zur Brust im Grab. Das Erdreich um seinen Körper wirkte wie eine Würgezange.

Er weinte.

Dann wollte er um Hilfe schreien, nur fand er nicht die Kraft. Eine unsichtbare Faust schien jeden Schrei in seiner Kehle zu ersticken. Er hatte die Arme in die Höhe gereckt, so daß sie freilagen. Mit den Händen schlug er auf die Grabfläche, ohne jedoch einen Erfolg zu erringen, denn da gab es nichts, woran er sich hätte klammern können. Nicht einmal den berühmten Strohhalm.

Der Druck nahm zu. In seinem Körperinnern bewegte sich etwas, und der Gärtner hörte sehr genau das leise Knacken und Reißen, als würden Sehnen und Knochen zerreißen.

Noch immer brachte er keinen Schrei hervor. Was aus seiner Kehle drang, war nicht mehr als ein dumpfes Röcheln, und auch das erstickte immer mehr.

Mario Davies drehte sich um. Er wollte den Mann in den letzten Sekunden seines Lebens allein lassen. Deshalb ging er dorthin, wo die Mauer begann, und er setzte sich auf die Kante.

Gelassen schaute er auf seine Uhr. Noch fünfzehn Minuten dauerte es, bis die erste Stunde des Tages vorbei war. Er freute sich, denn er lag gut in der Zeit.

Der Junge ließ seinen Blick über das mondbeschienene Gräberfeld streifen. Dort breitete sich das nächtliche Schweigen aus. Auch von der Straße her drangen kaum Geräusche zu ihm hoch. Der Wind hielt sich zurück, die Berge standen wie Wächter, und der Himmel funkte immer dort auf, wo die Sterne leuchteten. Dieses Bild des Friedens hätte er eigentlich genießen müssen, doch da gab es noch die zweite Seite, die diesen Friedhof beherrschte.

Hinter ihm, wo noch immer die neun Flammen brannten. Den verzweifelten Kampf des Menschen gegen die Natur rissen sie aus der bedrückenden Finsternis. Mario schaute nicht hin, nur ein feines Lächeln umspielte seine Lippen, als er die Geräusche vernahm. Er freute sich nicht über den Tod des Menschen, für ihn war wichtig, daß die andere Kraft gewann, die er gesucht hatte. Er war nicht vergebens gekommen. Es gab sie, und sie würde ihm helfen. Zielsicher hatte er

diesen Weg gefunden. Es wurde ihm abermals bewußt, daß er etwas Besonderes war, und diese Tatsache genoß er auch.

Der Gärtner konnte nicht schreien, auch wenn er es gewollt hätte. So hörte der Junge nur die Laute der Verzweiflung, die in den letzten Sekunden leiser geworden waren. Ein Zeichen dafür, daß der Mann immer tiefer gesackt war, der Druck sich verstärkt hatte und er so gut wie keine Luft mehr bekam.

Das Grab war stärker, der Tote hatte seine Kraft all die Jahre über bewahrt.

Mario nickte zufrieden.

Ein letzter klagender Hilfeschrei erreichte seine Ohren. Dann erstickte das Geräusch in einem dumpfen Gurgeln, als hätte sich der Mund des Versinkenden mit einer dicken Masse gefüllt, was wohl auch so war, und Mario atmete tief durch.

Geschafft - erledigt!

Er hatte die Hände flach zu beiden Seiten des Körpers auf die Mauer gestemmt. Da spürte er die rauhe Oberfläche auf seiner Haut, und die Köpfe der kleinen Steine, aus dem der Putz bestand, drückten sich tief in sein Fleisch, wo sie ein Muster hinterließen.

Er schwang die Beine hoch und stellte sich hin. Die helle Lichtinsel wirkte wie gemalt und gleichzeitig wie ein Fremdkörper, der sich auf dem Friedhof ausbreitete.

Es roch noch immer gleich. Da hatte sich nichts verändert. Es kam auch niemand, um nach dem Gärtner zu suchen. Man würde ihn spätestens in einigen Stunden vermissen, dann eine Suche starten, doch auf die Idee, wo er tatsächlich steckte, würde niemand kommen. Daran konnte man keinen Gedanken verschwenden.

Es lief gut…

Er ging den Weg zurück. Leicht nach vorn gebeugt. Er bewegte sich auf den Wegen, dann blieb er nur einen Moment vor dem kleinen Abhang stehen und schaute hoch.

Das Licht brannte. Die Flammen bewegten sich leicht, weil der Wind mit ihnen spielte. Der Geruch alter Erde wurde von einem beißenden Gestank überlagert, den der Rauch abgab. Als zitternde Fäden trieb er dem Jungen entgegen.

Mario Davies fühlte sich wohl. Nie hätte er gedacht, daß dies der Fall sein würde. Er konnte fast behaupten, daß er sich noch nie so wohl gefühlt hatte, die Welt empfand er plötzlich als schön, und er dankte seinem Schicksal, das so viel für ihn getan und ihn in diese Gegend geführt hatte.

Es lief alles gut.

Es würde auch alles gut werden. Selbst für die Toten in der Erde, die er so liebte.

Wenn er daran dachte, daß noch vor wenigen Minuten ein Mensch

hier gestanden hatte, konnte er nur den Kopf schütteln. Von dem war nichts mehr zu sehen. Nicht ein Finger ragte aus der Graberde. Sie zeigte auch keine Einbuchtungen, Kerben oder Spalten. Nichts wies darauf hin, daß dieses Grab vor kurzer Zeit noch einen Menschen verschlungen hatte. Die Oberfläche sah aus wie immer.

Für diesen Vorgang hatte es keinen Zeugen gegeben. Der terrassenartige Friedhof blieb umschlossen von einer dumpfen Stille, und als Mario zur Kirche schaute, da mußte er wieder lächeln.

Auch sie hatte nicht geholfen. Wenn die Kräfte der anderen Welt sich einmal formiert und auch erholt hatten, war alles andere zweitrangig geworden.

Das Grab lockte ihn noch immer. Die Kerzen waren schon heruntergebrannt. Das Wachs lief als Tropfenspur an ihnen entlang und fing sich auf dem Metall der Ständer.

Mario betrat das Grab. Diesmal mit etwas zögerlichen Schritten, als wäre es etwas Besonderes für ihn, sich auf dieses Terrain zu stellen. Aber es war wie immer - noch war es so. Mario hoffte jedoch, daß es sich ändern würde, weil er jetzt seine Ruhe hatte und bestimmt nicht mehr abgelenkt werden würde.

Er kniete nieder.

Es tat gut, mit der Graboberfläche Kontakt zu haben. Sie war so wunderbar weich, beinahe schon federnd und kam ihm vor wie ein für ihn gemachtes bequemes Bett.

Er drückte seine Handflächen gegen die Erde und wartete darauf, daß sich etwas tat.

Es passierte nichts.

Mario schwitzte vor Aufregung. Es gefiel ihm überhaupt nicht, was hier ablief. Er war plötzlich ärgerlich geworden und fühlte sich im Stich gelassen.

Aber er gab nicht auf.

Der Junge senkte Oberkörper und Kopf. Er drehte ihn leicht, damit er wieder sein Ohr gegen die Erde drücken konnte. Er wollte genau hören, was da aus der Tiefe zu ihm klang, denn noch immer wartete er auf die Botschaft.

Sie kam nicht…

Er dachte an die andere Möglichkeit, denn dafür kannte er die Beschwörungen der unheiligen Kräfte. Aus seinem Mund drangen flüsternde Worte. Er hatte die Sprache nicht gelernt, er beherrschte sie trotzdem.

Langsam redete er…

Wort für Wort floß über seine Lippen. Mario flüsterte die Erde an, er drängte jedes Wort in sie hinein, als könnte er so Kontakt zu dem Toten aufnehmen.

Die Leiche mußte reagieren. Sie hatte ein Opfer bekommen. Jetzt

sollte sie sich gnädig erweisen, gerade ihm gegenüber. Etwas anders kam für ihn nicht in Frage.

Mario hatte Glück.

Man gab ihm die Antwort. Es war ihm tatsächlich gelungen, die alten Kräfte zu wecken, und sie drückten ihren Gruß aus der Tiefe des Grabs an die Oberfläche.

Ersah…

Der Junge wußte nicht, ob er der einzige war, der es jemals geschafft hatte, in ein zugeschüttetes Grab zu sehen, aber unter ihm öffnete es sich. Die Erde verwandelte sich in Glas, das seinem Gewicht standhielt. Ihm öffnete sich zwar noch die normale Welt, doch sie kam ihm vor wie eine neue, eine andere.

Hier siegte die Magie über die Realität, und was Mario da zu Gesicht bekam, ließ ihn erschauern…

***

Nicht alle schliefen in dieser Nacht. Zu denjenigen Menschen, die wach lagen, gehörte auch eine Frau, die die Angewohnheit hatte, stets nackt zu schlafen. Voller Unruhe hatte sie sich in den letzten Stunden auf dem Bett herumgewälzt. Durch ihren Kopf waren die unterschiedlichsten Gedanken und Vorstellungen getobt. Leider war es ihr nicht gelungen, sie in die entsprechenden Bahnen zu lenken, so daß nur die Unruhe und die Leere zurückgeblieben waren.

Irgendwann bekam sie sich so weit unter Kontrolle, daß sie auf dem Rücken liegenblieb und gegen die Decke des Schlafzimmers schaute, die über ihrem Kopf einen fahlen Himmel bildete.

Wenn sie den Blick senkte, konnte sie in den Wohnraum der kleinen Suite hineinschauen. Er und das Schlafzimmer waren durch einen offenen Durchgang miteinander verbunden.

Diese Nacht war schlimm, aber sie war auch wunderschön, denn es würde sich einiges entscheiden, von dem die Person, die in dem anderen Bett lag, nichts ahnte.

Sidney Davies schlief tief und fest.

Das hatte seinen Grund, denn am Abend zuvor hatte er ziemlich viel getrunken. Wein und Bier hatten ihn fertiggemacht. Eartha hatte ihn trinken lassen, sie wußte, daß Sid es manchmal brauchte, denn hinter ihm lag eine Hölle. Und was vor ihm lag, das konnte durchaus noch schlimmer werden, denn die Angst war seit ihrer Flucht aus den Staaten auf keinen Fall verschwunden. Sie würde nie vergehen, denn sie gehörten zu den Leuten, die von einer mächtigen. Organisation gejagt wurden, und da gab es keine Stadt auf der Welt, in der sie vor den Fangarmen der verdammten Mafia sicher waren.

Der Schlaf wollte nicht kommen. Eartha wußte, daß es auch mit ihrem Sohn zusammenhing, und sie fragte sich, ob es gut gewesen

war, ihn allein zu lassen.

Für sie jedenfalls hatte es keinen Sinn, noch länger wach im Bett zu bleiben. Außerdem empfand sie es als zu warm im Zimmer. Aus Sicherheitsgründen war die Tür zur kleinen Terrasse geschlossen geblieben. Es sollte niemandem die Chance geboten werden, heimlich in die Suite einzusteigen, um lautlos morden zu können.

Eartha wälzte sich auf die rechte Seite und stand auf. Die Lücke zwischen den beiden Betten war breit genug, um sich dort bewegen zu können. Sie schlüpfte in die hochhackigen Pantoffeln und schritt in Richtung Bad, weil sie eine Dusche nehmen wollte, die ihr den klebrigen Schweiß vom Körper wusch.

Obwohl das Licht im Bad weich war, blinzelte sie, als sie den Schalter umgelegt hatte.

Zu einer Suite gehörte immer ein geräumiges Bad. Da war eben die Dusche von der Wanne getrennt. Man mußte keine Verrenkungen machen, wenn man sich duschen wollte.

Zuerst schaute sie sich im Spiegel an. Sie lächelte. Ihre Lippen waren breit und sinnlich. Wenn sie ihren Körper betrachtete, so konnte sie zufrieden sein. Auf den hoch angesetzten Busen war sie schon als junges Mädchen stolz gewesen, und auch mit fast achtunddreißig hatte er noch nichts von seiner Straffheit verloren.

Sie strich mit den Händen über ihren Körper hinweg, spielte unbewußt mit ihren Brustwarzen und hörte damit auf, als sie feststellte, daß es sie erregte.

Die Dusche mußte jetzt sein.

Als Viereck war sie in den Raum hineingebaut worden. Neben ihr stand das Bidet. Weiße Kacheln mit einem leichten Grauschimmer fingen das weiche Deckenlicht auf. Es roch nach Seife und Parfüm.

Eartha öffnete die Schiebetür der Dusche. Wenig später genoß sie es, von zwei Seiten geduscht zu werden, schloß die Augen und stellte sich eine Welt vor, in der es nur Frieden gab.

Ruhe, keine Hetze, keine Angst. Nicht immer gejagt zu werden und auf der Flucht zu sein. Das hätte ihr gefallen können. Statt dessen wußten sie alle nicht, wie es weitergehen würde, denn dieses Hotel war keine Bleibe für immer.

Sie schäumte sich kurz ein, ließ das Haar nicht naß werden und schlüpfte wenig später in den weichen, weißen Bademantel, der so herrlich flauschig war. Sofort fühlte sie sich darin geborgen, doch sie spürte auch, wie wenig müde sie war. Schlafen konnte sie jetzt nicht, sie mußte sich ablenken. In ihrem Blut kribbelte es.

Sidney schlief. Er lag auf dem Rücken. Seinem offenen Mund entwichen leise Schnarchtöne. Sie gönnte ihm diesen Schlaf, denn sie wußte genau, wie sehr er gelitten hatte und immer darüber nachdachte, ob es wirklich richtig gewesen war, was er getan hatte.

Auch Eartha hatte ihm da nicht helfen können. Lange genug hatten sie darüber nachgedacht und diskutiert, dann war die Entscheidung gefallen, und die USA lagen hinter ihr. Sie wollte auch so schnell nicht mehr in dieses gewaltige Land zurückkehren. Vielleicht bot sich in Europa eine Chance, ein zweites Leben anzufangen. Es war ihr dabei gleichgültig, in welchem Land sie es aufbauen würden, nur weg von ihren Feinden.

Das genau war das Problem.

Man hatte die Jagd auf sie eröffnet, und die Frau glaubte nicht, daß sie unentdeckt bleiben würden.

Sie ging sogar davon aus, daß die andere Seite über den Aufenthaltsort der Familie Bescheid wußte.

Deshalb mußten sie auch hier auf der Hut sein. Die Gäste des Hotels hatte sie sich alle sehr genau, aber unauffällig angeschaut. Einen Verdacht hatte niemand erregt, doch wer sah einem Killer schon an, daß er einer war.

Hinzu kam noch das Problem Mario. Seine Mutter wußte, was mit ihm los war. Der Vater ahnte zwar etwas, aber er hätte nie gewußt, in welche Richtung zu forschen war. Vielleicht wollte er gewisse Dinge auch einfach ignorieren.

Eartha dachte da anders.

Mario war weg. Sie hatte ihn gehen lassen. Sie wußte, was er vorhatte, und sie gönnte ihm einen Erfolg. Möglicherweise schaffte es der Junge sogar, sie alle vor dem Schicksal des Todes zu retten, wenn auch mit ungewöhnlichen Möglichkeiten.

Sie erinnerte sich daran, wie sehr er aufgeschreckt worden war, als er den Namen Grainau gehört hatte. Als hätte ihn etwas mit diesem Ort verbunden. Da war was an die Oberfläche gedrungen, das lange verschüttet gewesen war.

Er hatte hingewollt. Es war wie ein Drang gewesen, und gemeinsam war es ihnen gelungen, auch Sidney auf Grainau einzustimmen. Nun hatte er sich einigermaßen an diesen Ort und auch an die herrliche Umgebung gewöhnt.

Auf leisen Sohlen durchquerte Eartha Davies das Schlafzimmer und betrat den Wohnraum der Suite, zu der auch die Terrasse gehörte. Die Doppeltür war geschlossen. Eartha mußte einen Hebel umlegen, um sie zu öffnen. Die kühle Nachtluft strömte ihr entgegen. Nach der Hitze der letzten Tage war es eine Erholung, sie einatmen zu dürfen. Die nächsten Tage würden wieder warm werden, aber in den Nächten zumindest kühlte es sich ab, das hatte sie gehört.

Die kleine Terrasse bot mehreren Personen Platz. Vier Liegestühle und ein Tisch standen zusammen. Man hatte die Balustrade aus Holz errichtet, die Abtrennungen zu den Nachbar-Terrassen waren ebenfalls aus Holz errichtet worden. Man konnte hier ziemlich ungestört liegen.

Die dunkelhäutige Frau wickelte sich enger in den Bademantel und trat vor bis an die Brüstung, wo sie beide Hände auflegte, sich darüber hinwegbeugte und in die Dunkelheit schaute.

Die Kulisse hatte auch jetzt nicht viel von ihrer Faszination eingebüßt. Das konnte am wolkenlosen Himmel liegen, der sich in einer herrlichen Sternenpracht zeigte und auch dem Mond noch Platz genug ließ, sich zu entfalten.

Er war noch nicht ganz rund. In zwei Tagen würde er seinen vollen Kreis gebildet haben.

Wenn sie den Blick von Zug- und Alpspitze wegwandte und den Kopf leicht nach rechts drehte, konnte sie den Eibsee erkennen. Ein dunkles, irgendwie unheimlich und geheimnisvoll wirkendes Gewässer, über das ein leichter Wind strich, der die Oberfläche zu kleinen Wellen kräuselte. Sie schafften es, den Mondschein zerfließen zu lassen. Wer Phantasie hatte und länger gegen den Eibsee schaute, der konnte sich schon vorstellen, daß sich in ihm, er erreichte eine Tiefe von dreihundert Metern, schon etwas Unheimliches verbarg. Geheimnisvolle Seemonster, Riesenschlangen oder beutegierige Wassergeister Die Ufer des Sees waren dicht bewachsen. Es waren keine weiteren Häuser dort gebaut worden, keine Hotels und Andenkenbuden. Die wenigen, die es gab, konzentrierten sich auf das Hotel und dessen unmittelbarer Umgebung, am Beginn des Rundwegs um den See.

Zur Zugspitzbahn waren es nur wenige Schritte. Man konnte sie vom Hotelparkplatz in fünf Minuten erreichen, doch all der Trubel, der dort herrschte, verschonte das Hotel, zu dem auch ein kleiner Privatstrand gehörte sowie eine große, zum See hin gelegene Terrasse.

Direkt unter der Terrasse breitete sich ein Gelände mit dichtem Bewuchs aus. Ein Gartenparadies für die zahlreichen Insekten, die sich in diesem Sommer besonders wohl fühlten und für viele Menschen zu wahren Quälgeistern geworden waren. Es war nicht völlig dunkel. Vor dem Hotel, dessen Auffahrt als überdachtes Rondell wunderschön angelegt worden war, brannten einige Lampen. Sie warfen ihr weiches Licht in die Dunkelheit hinein, wobei sie Anziehungspunkte für zahlreiche Nachtfalter und anderes Getier bildeten.

Auch über den See fiel etwas Licht. Es verfing sich an den aufgestellten Liegestühlen am Strand.

Eartha beugte sich über die Brüstung hinweg. Es war nicht ganz ruhig. Irgendwo raschelt immer etwas. Diese Geräusche gehörten einfach zu einer lauen Sommernacht. Daran hatte sie sich auch gewöhnt. Und zwar so sehr, daß sie ein fremdes Geräusch störte.

Eartha, stets auf Mißtrauen eingestellt, erstarrte. Der Zustand hielt nur für einen Moment an, dann richtete sie sich auf und blieb starr vor der Brüstung stehen.

Sicherheitshalber trat sie sogar einen kleinen Schritt zurück, auch wenn sich ihr Blickwinkel dadurch etwas verschlechterte. Das Geräusch wiederholte sich zunächst nicht. Sie dachte auch darüber nach, was es gewesen sein konnte.

Vielleicht Stimmen?

Wenn das stimmte, mußte sich jemand durch den Garten bewegen, was allerdings kaum einen Sinn ergab. Es sei denn, ein Liebespaar suchte einen lauschigen Platz, oder es gab Leute, die der Familie Davies bereits auf der Spur waren und versuchten, den Job in der Nacht zu erledigen.

Der Gedanke daran flößte ihr Furcht ein. Sie bekam feuchte Hände, aber sie ging nicht weg. Gleichzeitig spürte sie den Drang, hier stehenzubleiben und zu beobachten.

Da!

Bewegten sich dort nicht Zweige in einem unregelmäßigen Rhythmus, als wären sie von irgendwelchen Händen zur Seite gebogen worden? Sie blieb nicht mehr auf dem Fleck stehen, sondern zog sich bis an die seitliche Begrenzung zurück, um von dort hinunter in den Garten schauen zu können.

Die Familie wohnte im dritten Stock, also ziemlich weit oben. Es würde für einen Einbrecher nicht leicht sein, so hoch zu klettern, aber es war auch nicht unmöglich.

Waren sie schon da?

Ihre Gedanken huschten wie Blitze durch den Kopf, die zudem schmerzten. Sie hinterließen einen gewaltigen Druck, auch ihr Herz schlug schneller. In den letzten Tagen hatte sie es geschafft, die Angst zu unterdrücken, jetzt aber kehrte sie zurück, und sie war nicht mehr wegzudenken.

Da unten lauerte jemand. Da schlich einer durch den Garten. Es gab keine andere Lösung, denn die Geräusche paßten einfach nicht in die Nacht hinein.

Eartha hatte sich so hingestellt, daß sie in Richtung Eingang schauen konnte. Unter der Decke des runden Vorbaus brannten Lampen. Manchmal tauchten auch dort Schatten auf, aber es waren nur die Zweige der Büsche, mit denen der Wind spielte.

Eine Stimme.

Eartha riß den Mund auf, und es sah so aus, als wollte sie schreien. Die Stimme war sicherlich nicht in ihrer Nähe aufgeklungen. In der Stille hörte man auch weit entfernte Geräusche.

Ob es ein Mann oder eine Frau gewesen war, die da gesprochen hatte, das hatte sie nicht herausfinden können. Jedenfalls stufte sie dies nicht als normal ein.

Blieb die Stimme?

Ja, sie flüsterte wieder. Dann hörte sie ein leises Lachen. Es klang

nicht fröhlich, sondern eher wissend und triumphierend, als hätte jemand etwas Bestimmtes herausgefunden.

Vielleicht den Ort, wo sich die Familie Davies versteckte. In diesen Sekunden auf dem Balkon kam Eartha in den Sinn, daß sie noch längst nicht in Sicherheit waren. Nie war das Gefühl der Bedrohung so stark gewesen wie in dieser Nacht. Selbst nach ihrer Ankunft nicht, wo sie immer sehr gespannt gewesen waren.

Eartha blieb noch einige Minuten unbeweglich stehen. Als sie nichts mehr hörte, ging sie wieder zurück in die Suite. Sehr sorgfältig schloß sie die Terrassentür.

Ihr Mann lag noch immer da wie tot. Er hatte von allem nichts mitbekommen. Eartha glaubte auch nicht, daß er ihr eine große Hilfe werden könnte, wenn es hart auf hart kam. Da war es besser, wenn sie sich auf ihren Sohn Mario verließ.

Wenn es jemand schaffte, sie zu retten, dann er…

***

Im Grab lagen zwei Leichen!

Zwei Männer, von denen der eine Tote noch ›frisch‹ war. Beim Einsinken war er auf den Rücken gerollt. Der Junge starrte geradewegs in das von Todesangst entstellte Gesicht des Gärtners, der in den letzten Sekunden seines Lebens Unbeschreibliches mitgemacht haben mußte. Er war kaum noch zu erkennen. Das Gesicht wirkte fremd und im Tode schrecklich entstellt.

Mario seufzte auf. Er verspürte nicht die geringste Furcht, dafür aber Triumph. Zudem eine große Befriedigung darüber, daß er es geschafft hatte. Er dachte in diesem Moment an seine Eltern. Nicht grundlos hatte er auf sie eingeredet, damit sie sich für das Versteck am Eibsee entschieden. Es war ihm schon in den Staaten klargewesen, wen und was er auf diesem Friedhof antreffen würde.

Gewonnen!

Noch nicht gesiegt. Es war der erste Schritt in Richtung Rettung, den er gegangen war. Trotz seiner fünfzehn Jahre war er bereits weit entwickelt. Nicht allein von seiner Körpergröße her. Er wußte auch, wie es im Leben lief und in welch großer Gefahr sich die Familie trotz allem noch befand.

Sein Vater hatte sich nun einmal entschlossen, einen bestimmten Weg zu gehen. Er war für viele ein Verräter, und solche Menschen liquidierte die Mafia. Das war sie ihrem Image schuldig. Ein Sidney Davies sollte kein Beispiel für Nachahmer geben.

Aber diesmal sollten sie sich verrechnet haben, denn sie würden einen Gegner vorfinden, der anders war als diejenigen, mit denen sie es bisher zu tun gehabt hatten. Dieser Gegner würde ihnen das Grauen bringen, und wenn sie versuchten, ihn zu vernichten, würde es ihnen

nicht gelingen, denn Menschen, die bereits tot waren, konnten nicht mehr getötet werden.

Dafür töteten sie.

Mario Davies schwelgte in Zukunftsvisionen. Er stellte sich vor, wie die Killer starben, wie man ihnen keine Chance ließ und sie regelrecht zerrissen wurden.

Der Junge schüttelte den Kopf, als wollte er die Gedanken zunächst vertreiben. Er wußte, daß unter dem Gärtner noch die zweite Leiche liegen mußte. Ein Toter, der bereits seit fast fünfzig Jahren hier lag, von dem eigentlich nichts mehr zurückgeblieben sein konnte.

Mario schaute auf den Grund des Grabs. Da hätte er noch Teile des Sargs sehen müssen, was nicht der Fall war. Die alte Totenkiste hatte sich völlig aufgelöst, aber nicht die Person, die in ihr gelegen hatte!

Mario wechselte seinen Platz. Er kniete sich vor das Grab und blickte schräg in die Tiefe. So hinderte ihn der tote Körper des Gärtners nicht.

Aus dieser Perspektive sah er besser. Er konnte beinahe unter den Gärtner schauen. Als er den Kopf senkte, ihn sogar noch drehte, da huschte ein Lächeln über sein Gesicht, denn nun bekam er den endgültigen Triumph präsentiert.

Der Tote war nicht verwest!

Keine Asche, keine Knochen mehr, überhaupt keine Reste, die Leiche war nicht verwest. Sie sah noch ebenso aus wie bei ihrer Beerdigung. Es gab keinen Unterschied. Bleich wie Wachs war er, lag auf dem Rücken, die Arme in die Seiten gestemmt, wie jemand in einer Wartestellung.

Mario konnte auch das Gesicht sehen.

Ebenfalls eine Maske. Bleich trat die spitze Nase hervor. Es schien eine Puppe gewesen zu sein, die jemand in das Grab hineingelegt hatte, aber Mario wußte, daß vor ihm ein Toter lag. Jemand, der nicht hatte verwesen können, weil es bestimmte Kräfte gab, die sich dagegen stemmten.

Etwas jedoch war anders.

Dieser Leiche fehlte ein Auge. Es war das rechte Auge, das er verloren hatte. Nur war es nicht weggerollt oder irgendwo verschwunden, es befand sich noch im Besitz des Toten. Er hielt es in der Faust, aber so, daß es noch teilweise zu sehen war.

Mario wunderte sich. Er zwinkerte einige Male mit den Augen. Das tat er immer, wenn er etwas nicht sofort begriff. Er konnte keine Erklärung dafür finden, aber er ging davon aus, daß der Raub des Auges etwas zu bedeuten hatte.

Zwischen ihm und dem Toten gab es eine Verbindung. Er spürte den Drang, der sich aus der Tiefe erhob und auch ihn erreichte. Es war ein Band, das sie vereinigte. Der Tote war ihm fremd, und doch spürte er keine Furcht.

Sie gehörten zusammen - beide…

Er verhielt sich still, atmete nur leise durch die Nase. Im Schein der Kerzen hatte sein Körper etwas Unförmiges bekommen. Es sah so aus, als hätte sich auf dem Grab ein Tier niedergelassen, das verzweifelt versuchte, an den Inhalt heranzukommen.

»Er ist nicht verwest«, flüsterte Mario. »Er hat es geschafft. Ich wußte es…«

Da bewegte sich der Tote!

Marios Worte erstickten. Er hatte mit dieser plötzlichen Bewegung nicht gerechnet. Er konnte in den nächsten Sekunden nichts begreifen, denn eigentlich hätten auf dem Toten mehrere Kubikmeter Erde liegen müssen, doch er handelte, als wären sie gar nicht vorhanden. Vielleicht waren sie es auch nicht, denn sonst hätte Mario nicht bis auf den Grund des Grabs schauen können. Jedenfalls waren hier die Gesetze der Physik auf den Kopf gestellt worden.

Der Junge warf noch einen Blick in das Gesicht des Toten. Er wollte mehr von ihm sehen, und er konnte genau erkennen, daß er es hier mit einem Weißen zu tun hatte. Das Alter des Toten war kaum zu schätzen. Da er als normaler Soldat gedient hatte, konnte es nicht hoch gewesen sein. Der Kopf lag etwas auf der Seite. Wangenknochen traten scharf hervor, eine hohe Stirn und fahle Haare, die auf dem Schädel klebten wie eine Fettschicht. Hinzu kam die leere Augenhöhle.

Das andere Auge stand offen. Der Junge sah nur einen Teil davon. Es erinnerte ihn an eine schmutzige Glasscherbe, die plötzlich zuckte. Auch eine Reaktion auf die Bewegung des linken Arms.

Den hob die Leiche an!

Mario rührte sich nicht. Er spürte keine Abscheu, er spürte auch keine Begeisterung, er stand nur unter einem wahnsinnigen Druck und war gespannt, wie es weitergehen würde. Wenn sich der Tote bewegte, dann mußte er etwas damit bezwecken. Mario konnte sich sogar vorstellen, daß es ihm in seinem Gefängnis nicht mehr gefiel und er nun versuchte, an die Oberfläche zu gelangen.

Doch dem stand der zweite Tote im Weg. Der Gärtner lag oder schwebte genau über ihm. Er bildete ein Hindernis, an dem sich der Zombie nicht vorbeidrängen konnte.

Als Mario der Begriff Zombie durch den Kopf fuhr, spürte er auch das kalte Rieseln auf seinem Rücken. Bisher hatte er von den lebenden Toten nur gehört, sie hatten eigentlich bei ihm zur Theorie gezählt, nun aber bekam er alles mit.

Das war schon Wahnsinn, das war unfaßbar, aber irgendwo auch wunderbar, und er fühlte sich von diesen ersten Bewegungen regelrecht angemacht. Seine Lippen waren fest zusammengepreßt, als wollte er auf jeden Fall eine akustische Reaktion unterdrücken. Sein

Blick brannte, er zitterte, und er hatte die Hände zu Fäusten geballt.
Was würde der Tote tun?
Er schaute sich um. Es war für ihn wichtig, daß er auf dem Friedhof allein war. Keine Zeugen, noch nicht. Niemand sollte schon zu früh gewarnt werden.
Der Schein hüllte ihn ein. Mario kam sich vor wie auf dem Präsentierteller. Es gefiel ihm nicht, denn in der Dunkelheit war das Licht sehr weit zu sehen, aber er konnte es auch nicht ändern, denn das Kerzenlicht hatte dazugehört.
Der Junge sah keinen weiteren Besucher. In der stillen, nächtlichen Friedfertigkeit lagen die zahlreichen Gräber vor ihm. Wie ein Gemälde zeichnete sich der Bau der Kirche ab. Sie schob ihren Turm wie einen Wächter in den Himmel, der aber wohl über den Friedhof hinwegschauen, aber nicht in die Gräber hineinsehen konnte, wo ein Toter längst nicht mehr in seiner tiefen Ruhe lag.
Mario war zufrieden. Wenn man ihn beobachtet hätte, hätte ihn derjenige wohl auch angesprochen.
Und daß sich Liebespaare auf dem Friedhof vergnügten, daran wollte er wiederum nicht glauben.
Orte wie diese waren für Pärchen einfach zu unheimlich.
Das Grab blieb für ihn offen. Er hatte die Kräfte gerufen, und sie ließen ihn nicht im Stich. Also konnte er auch weiterhin in die Tiefe schauen und sich die unheimlichen Vorgänge genau anschauen.
Die Leiche des Soldaten lag nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz. Sie hatte sich etwas gedreht, um eine bessere Position einnehmen zu können. Das war auch wichtig für sie, denn nur so konnte sie den Arm anheben und ihn einem gewissen Ziel entgegenstrecken.
Es war der Gärtner!
Mario konnte es kaum fassen, mußte auch zweimal hinschauen, um zu wissen, daß er sich nicht geirrt hatte. Dem Zombie war es tatsächlich gelungen, seinen Arm so weit zu heben, bis er den Körper berühren konnte.
Dabei war es nicht geblieben. Er hatte seine kalte Totenklaue sogar um die Hüfte geklemmt. Wie ein Raubtier, das sein Opfer auf keinen Fall loslassen wollte.
Mario rührte sich nicht. Dennoch war er aufgeregt und aufgeputscht. Als äußeres Zeichen dessen hatte er seine Hand angehoben und sie mit dem Ballen gegen seine Lippen gepreßt. Er wollte jede Reaktion sofort stoppen, selbst ein Stöhnen sollte nicht aus seinem Mund dringen. Und so hielt er sich zurück in seiner eigenen Klammer, schaute nur nach, was noch geschah.
Er hatte nicht damit gerechnet, daß ihm derartige Vorgänge präsentiert werden konnten. Das war für ihn einfach unbeschreiblich.

Sogar ein Gefühl des Glücks spürte er.
Mario sah die Finger deutlich. Sie sahen aus wie graue Steine, so starr und unbeweglich. Sie rückten vor. Den Daumen konnte er nicht sehen, aber alle Finger ruckten nach vorn, um den Griff noch härter werden zu lassen.
Dann erfolgte der Druck.
Der tote Gärtner bewegte sich zur Seite, weil er diesem Zug einfach folgen mußte.
Er kippte leicht.
Mario konnte nicht mehr in das entsetzte Gesicht schauen. Es verschwand aus seinem Blickfeld.
Dafür griff die Hand noch weiter zu. In Etappen und dabei zuckend wanderte sie über den Rücken der Leiche, damit sie den Toten noch fester in ihren Griff bekam.
Es klappte alles wie geplant.
Der Zombie zog die Leiche zu sich heran.
Näher und immer näher…
Mario erwachte aus seiner Erstarrung. Er richtete sich dabei auf. Erst jetzt konnte er tief durchatmen, ohne sich allerdings besser zu fühlen. Gewisse Gedankengänge durchzuckten ihn. Trotz seines einschneidenden Erlebnisses hatte er den Sinn für die Realität nicht verloren. Er ging davon aus, daß der Tote Platz brauchte, um das Grab verlassen zu können. Noch lag ihm die Leiche im Weg, aber der Zombie würde sich den nötigen Platz verschaffen, davon ging Mario aus.
Er würde etwas Schreckliches tun…
Der Junge schaute noch einmal hin.
Das Bild war nicht mehr so klar wie zuvor. Ein Schatten hatte sich innerhalb des tiefen Vierecks ausgebreitet, denn der alte Zustand war dabei, wieder zurückzukehren. Es sollte nicht mehr so sein, daß ihm alles präsentiert wurde.
Die Dunkelheit des Grabes kehrte zurück.
Noch einen letzten Eindruck konnte Mario Davies mit auf den Weg nehmen. Der sagte ihm eigentlich genug. Er machte ihm klar, daß es der Zombie trotz des Hindernisses schaffen würde, den Weg aus dem Grab einzuschreiten.
Der lebende Tote hatte sein Opfer zu packen bekommen und es an sich gerissen. Es lag fast auf ihm.
Mario konnte von dem Zombie nicht viel erkennen, was er allerdings sah, das reichte völlig.
Die lebende Leiche hatte den Mund weit aufgerissen…
Da wußte Mario, wie er es schaffen würde, das Grab zu verlassen. Eigentlich hätte das Entsetzen in ihm hoch steigen müssen, das passierte bei ihm nicht. Statt dessen dachte er so schrecklich logisch.

Er sagte, daß es tatsächlich die einzige Chance war, denn das Grab war zu eng. Nur so ging es.
Er schaute noch einmal hin.
Nichts war mehr zu sehen.
Das Grab hatte sich wieder geschlossen oder aufgefüllt. Er blickte gegen die normale Oberfläche, die noch immer so aussah wie vor dem unheimlichen Geschehen und sich nicht verändert hatte.
Das war kaum zu fassen.
Der Junge stand mit langsamen Bewegungen auf. Seine Glieder schmerzten vom langen knien, er machte deshalb Lockerungsübungen.
Wenig später fühlte er sich besser. Diese Nacht war für ihn tatsächlich zu einer besonderen geworden. Niemals hätte er gedacht, daß er dieses große Glück würde haben können. Er konnte sich nur darüber freuen, und er wußte auch, daß dies der Anfang vom Ende war.
Von einem Ende für seine Feinde, denn niemand sollte es wagen, ihm und seiner Familie zu nahe zu treten.
Mario Davies beeilte sich nicht einmal. Er blies die Flammen aus, nahm die Leuchter wieder von den Grabsteinen und schleppte sie an ihren alten Platz.
Einen Toten hatte er gesehen. Natürlich fragte er sich, wie es in den beiden anderen Gräbern aussehen würde. Und er konnte sich vorstellen, daß es keine Unterschiede gab.
Wenn drei Helfer auf seiner Seite standen, mußte er eigentlich zufrieden sein.
Er lächelte, als er den Friedhof verließ und im Schatten der Kirche stehenblieb. Dort hatte er sein ausgeliehenes Fahrrad abgestellt. Er schwang sich in den Sattel und fuhr den kleinen Hügel hinab bis zur Straße.
Zufrieden mit sich und den Vorgängen verließ er Grainau und radelte zurück zum Hotel.
Die Bombe war vor rund vierzig Jahren gelegt worden. Er hatte in dieser Nacht die Lunte angezündet. Und keiner der Menschen aus dem Ort ahnte etwas…

***

Ich hatte mir in München einen Leihwagen genommen und war über Garmisch und Grainau bis zum Eibsee gefahren.
Ich hatte den BMW auf dem hoteleigenen Parkplatz abgestellt und war ausgestiegen.
Ein herrlicher Tag empfing mich. Es war nicht zu warm, der Himmel zeigte ein wunderbares Blau, unter dem sich die Spitzen und Grate des Zugspitzmassivs abzeichneten.
Die Sicht war hervorragend. Ich konnte die Strecke der Zugspitzbahn

erkennen, die von Garmisch kam und als Zahnradbahn zum Schneefernerhaus führte. Um den Gipfel zu erreichen, mußten die Fahrgäste dort in eine Gondel umsteigen.

Es war auch möglich, ihn vom Eibsee aus direkt zu erreichen. Da fuhr eine Gondel in einer nahezu atemberaubenden Geschwindigkeit hoch. Ich erkannte sie schwach im Gegenlicht der Sonne. Ihre Pfosten und Träger waren in schwindelerregender Höhe in den Fels hineingelassen worden. Ein Meisterwerk der Technik, aber nicht gut für die Umwelt.

Ich holte mein Gepäck aus dem Kofferraum und drehte mich noch einmal um.

Es war kaum zu glauben. Jenseits des Parkplatzes, nur durch eine Buschreihe getrennt, befanden sich ebenfalls Parkplätze, die von den Menschen frequentiert wurden, die hoch zur Zugspitze fahren wollten. Bis zur Bahn hatten sie nicht weit zu laufen, und sie strömten wirklich in Massen dorthin.

Ende August war noch Urlaubszeit. Viele Schüler hatten Ferien, was Orte wie diese natürlich merkten. Da waren die Bahnen immer wieder gut ausgelastet.

Ich hoffte, daß mir ebenfalls noch Zeit blieb, bis auf den Gipfel hochzufahren und erinnerte mich im nächsten Augenblick daran, daß ich nicht zum Vergnügen hergekommen war.

Ich hatte einen Job, eine Aufgabe. Dabei würden mir sicherlich jegliche Urlaubsgedanken vergehen.

Bis zum Hotel waren es nur wenige Meter. Es wurde auch hier von Bäumen und Büschen umgeben.

Durch eine breite Lücke entdeckte ich den See und das Stück Ufer, das den Hotelgästen vorbehalten war. Viele lagen in den Liegestühlen, genossen die Sonne und nahmen hin und wieder einen kühlen Drink. Andere schwammen, wobei ein Ponton, der auf dem Wasser schaukelte, gerade für Kinder ein besonderes Ziel war.

Ich hätte auch vor dem Eingang parken können, denn eine runde Auffahrt umgab ihn. Bei meinem wenigen Gepäck war es nicht nötig. Ein spitzes Dach, schon einer Pagode ähnlich, bildete die Bedeckung des Vorbaus, so daß die ankommenden Gäste auch bei Regen trockenen Fußes das Hotel betreten konnten.

Ich tat es auch, und vor mir öffnete sich die rechte der beiden gläsernen Schiebetüren automatisch.

Dazwischen befand sich eine Vitrine, in der einige modische Auslagen zu sehen waren. Ich erreichte eine Lobby, die sehr nett und gemütlich eingerichtet war. Zwei Sitzecken standen sich gegenüber.

Auch hier waren wieder Auslagen der ortsansässigen Geschäfte, und erst nachdem ich eine weitere Automatiktür passiert hatte, gelangte ich in die eigentliche Hotelhalle, die schon beim Eintreten auf mich

einen vertrauten Eindruck machte. Von der Halle aus erreichte man bestimmte Lokalitäten, unter anderem auch die etwas höher gelegene Bar. Weiter hinten, wo die Restaurationen ihren Platz gefunden hatten, waren die Türen, die zur Seeterrasse führten, weit geöffnet.

Ich blieb an der langen Rezeptionstheke stehen. Ein blondes Mädchen erkundigte sich nach meinen Wünschen.

»Mein Name ist John Sinclair, ich habe ein Zimmer reserviert.«

»Einen Moment.«

Sie schaute in einem Buch nach. »Ja«, sagte sie, strahlte mich an und gab mir die Hand. »Herzlich willkommen, Herr Sinclair.«

Ich drückte ihr die Hand, lächelte zurück und füllte wenig später den Anmeldezettel aus.

»Brauchen Sie jemand für das Gepäck?«

»Nein, das ist nicht nötig.« Schwungvoll setzte ich meine Unterschrift auf das Formular und schob es zurück. Dann erhielt ich den Zimmerschlüssel.

»Sie hatten eine Junior Suite gebucht?«

»Stimmt.«

»Im dritten Stock bitte.«

»Danke sehr.« Ich schaute auf die Schlüsselnummer, nahm meinen Koffer hoch und ging zum Lift.

Wahrscheinlich hatte sich die Kleine am Empfang gewundert, daß eine einzelne Person eine Junior Suite belegte. Es ging nicht darum, daß Scotland Yard und somit der Steuerzahler sehr viel Geld ausgeben wollte, es hatte in diesem Fall einen praktischen Grund. Ich wollte so nahe wie möglich bei der Familie Davies wohnen, und die war nun mal in einer Suite einquartiert worden.

Ich fand meine Zimmertür nach kurzem Suchen. Der Gang hier oben war freundlich, breit und sauber. Dieses Haus gehörte in der Tat zu den besseren Ferienhotels, und es war gut belegt, wie Sir James vermutet hatte.

Ein Zimmermädchen saugte den Teppichboden und grüßte freundlich, als ich die Tür aufschloß.

Ein großes, freundlich eingerichtetes Zimmer nahm mich auf. Helle Möbel, farbige Lampen an den Betten, eine kleine Terrasse, der Wohnraum war vom Schlafbereich getrennt, und als ich einen Blick ins Bad warf, war ich zufrieden.

Ich stellte meinen Koffer ab, packte einige Kleidungsstücke aus und hängte sie in den Schrank.

Danach betrat ich die Terrasse.

Ein herrlicher Blick entschädigte mich für die doch ziemlich lange Fahrt, denn kurz vor Garmisch hatte ich in einem Stau gesteckt. Vor mir lag das Zugspitzmassiv wie für mich hingestellt. Ich konnte die Menschen sehen, die sich auf die Bahn zubewegten, ich bestaunte den

wolkenlosen Himmel und den Eibsee, der wie ein großes, dunkles Auge am Fuß des Bergmassivs lag.

Es wurde überall gebadet, auch an den Ufern, die nicht zum Hotel gehörten. Ich fand es gut, daß dieser See für die Bevölkerung freigehalten wurde und sich keine reichen Typen einkaufen konnten, die die Grundstücke für sich in Beschlag nahmen. Da sah es an anderen süddeutschen Seen leider anders aus. Ich wußte auch, wo die Familie Davies untergebracht war. Sie wohnten links neben mir.

Auch zu ihrer Suite gehörte natürlich eine Terrasse. Hinaufsehen konnte ich wegen der Trennwand nicht. Ich hätte mich schon weit vorbeugen und den Kopf drehen müssen, aber so neugierig wollte ich nicht sein.

Mein erster Eindruck war wirklich günstig. Seltsamerweise hatte das Gefühl der Spannung in mir nachgelassen. Mich überkam eine Leichtigkeit, wie sie nur mit dem Urlaub zusammenhängen konnte, und ich mußte mir wirklich einreden, daß ich hier keinen Urlaub erlebte.

Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht, wie ich mit der Familie Kontakt aufnehmen wollte. Das mußte sich ergeben. Zunächst einmal mußte ich sie kennenlernen. Sicherheitshalber schaute ich mir noch einmal das Familienbild an, das mir Sir James mit auf den Weg gegeben hatte.

Ja, die Familie würde auffallen. Bestimmt machten hier nicht viele Menschen mit dunkler Hautfarbe Urlaub.

Im Bad wusch ich mir die Hände und betrachtete mein Gesicht im Spiegel. Die letzten Fälle hatten mich in die Sonne geführt und eine entsprechende Bräune hinterlassen. Zwischen diesen Urlaubern hier fiel ich kaum auf, und das sollte auch so sein. Noch strotzte ich voller Optimismus, grinste mir auch im Spiegel zu, doch dieses Grinsen zerbrach sehr bald, als sich meine Gedanken um den Fall drehten. Ich mußte damit rechnen, daß die Mafia Killer geschickt hatte. Wenn ich mir vorstellte, daß sie plötzlich hier im Hotel und zwischen all den Urlaubsgästen auftauchten, kam das Magendrücken automatisch.

Mafiosi kannten keine Rücksicht. Sie schossen, und es spielte oft genug keine Rolle für sie, daß sich Unschuldige in der Nähe befanden. Damit hatten sie nichts am Hut. Die letzten Morde in Italien und Sizilien waren der beste Beweis.

Würde die Organisation italienische Killer schicken? Davon konnte ich ausgehen, denn das Land lag nicht sehr weit entfernt. Ein Rutsch über die Brenner-Autobahn, und man war da.

Aber auch in Deutschland hatte die Mafia mittlerweile Fuß gefaßt. An verschiedenen Orten versuchte sie, italienische Verhältnisse einzuführen. Einschlägige Berichte über Morde, Brandanschläge und andere Taten hatten auch die deutsche Öffentlichkeit erschreckt, so

daß das Problem Mafia zu einer öffentlichen Diskussion geworden war. Auf der Fahrt hierher hatte ich noch einen Kommentar über das Thema gehört, und die Aussichten waren nicht eben optimistisch gewesen.

Ich war für die Mafia ebenfalls kein Unbekannter mehr und hatte mit ihr so meine Erfahrungen gesammelt. Dies schon seit Jahren, da brauchte ich nur an den Londoner Mafiachef Costello zu denken.

So hatte ich mir dann selbst meine erste Freude getrübt, als ich das Zimmer verließ. Das Mädchen saugte nicht mehr, im Gang war wieder Ruhe eingekehrt, und ich ging eine Tür weiter, wo die Familie Davies wohnte. Da spielte ich den Lauscher an der Tür. Ich wollte zumindest hören, ob sie sich in der Suite aufhielten.

Verstehen konnte ich nichts. Bei diesem Wetter waren sie sicherlich draußen. Es wäre schon einer Sünde gleichgekommen, sich nicht im Freien aufzuhalten.

Es war Mittagszeit, ich hatte Hunger und entschloß mich, auf der Terrasse einen kleinen Imbiß einzunehmen. Das strahlende Wetter lockte, und um die Tische herum waren die Sonnenschirme aufgespannt worden. Dennoch gab es genügend Lücken, um über die Mauer hinweg auf den tiefer liegenden See schauen zu können. Ich hatte Glück. Ein Vierertisch war noch frei. Mit Blick auf den See ließ ich mich dort nieder und stemmte einen Arm auf den Oberschenkel. Meine Haltung sollte entspannt und gelassen wirken. Mit ebenso gelassen wirkenden Bewegungen holte ich mir die kleine Mittagskarte her, überflog sie und stellte fest, daß man regionale Gerichte anbot.

Auf Knödel, Schweinebraten, Sauerkraut und Weißwürste wollte ich diesmal verzichten. Ich entschied mich für einen bayrischen Wurstsalat und wartete auf den Ober.

Er kam, verbeugte sich, strich dann wieder die eine Haarsträhne zurück, die ihm immer wieder in die Stirn fiel, wollte erst die Getränkebestellung aufnehmen, aber ich bestellte beides. Zum Salat wollte ich mir ein Weizenbier gönnen.

Er verschwand.

Mein Blick glitt in die Runde. An den Tischen saßen die Urlauber. Viele Familien, die mit ihren Kindern ausspannten, aber auch Ehepaare und Einzelreisende sah ich. Zumindest ging ich bei denen davon aus, die allein an einem Tisch saßen.

Mein ›Weizen‹ kam, ich nahm den ersten Schluck, zündete mir eine Zigarette an und verfolgte den zackigen Flugweg einer Wespe, die in Richtung See unterwegs war. Automatisch schaute ich auch dorthin. Es herrschte nicht mehr so viel Betrieb am und im Wasser, es war Essenszeit.

In einem Liegestuhl lag eine Blondine oben ohne. Sie wurden von einem braungebrannten Schönling eingecremt und bewegte ihren

Körper wohlig und lasziv unter den streichelnden Händen. Das alles wirkte schon eher wie ein Vorspiel.

»Der Wurstsalat, bitte.« Mir wurde der Teller vor die Nase gestellt, und ich bekam einen feuchten Gaumen, als ich die Mahlzeit sah. Sie sah sehr gut aus. Zwischen der in Streifen geschnittenen Wurst verteilten sich Gurkenstücke, ich probierte, war zufrieden und aß dann richtig. Für die nächsten Minuten hatte ich meinen Job vergessen. Irgendwo muß der Mensch ja auch mal Mensch sein.

Bis ein etwas kompakter Schatten über meinen Tisch fiel und mich zwang, aufzuschauen.

Im ersten Moment war ich irritiert, denn vor mir standen zwei Frauen. Sie trugen ihre Badetaschen an langen Riemen über die Schultern gehängt, und lächelten. Sie röchen nach dem Sonnenöl, mit denen sie sich eingerieben hatten.

»Sind hier noch Stühle frei?« wurde ich von der Blonden gefragt. Sie sprach mit amerikanischem Akzent, und ich antwortete ihr in meiner Heimatsprache.

Für einen Moment blinzelte sie. »Oh, ein Landsmann?«

»Engländer.«

Die Blonde lachte. »Wir sind aus den Staaten. Wisconsin…«

»Kenne ich - von der Landkarte.« Ich erhob mich. »Bitte, wenn Sie Platz nehmen wollen…«

Sie bedankte sich, und ich kam endlich dazu, mir die Lippen abzutupfen.

Die beiden Frauen zeigten ihr Interesse an mir nicht überdeutlich, aber sie ließen sich Zeit beim Hinsetzen, stellten umständlich ihre Taschen ab, rückten dann die Stühle zurecht und beobachteten mich aus den Augenwinkeln, wobei das Lächeln auf ihren Lippen wie eingefroren lag.

Beide trugen Bermudas. Sehr bunt bedruckter Stoff stand im krassen Gegensatz zu den weißen Tops, die nur von Spaghettiträgern gehalten wurden.

Die Blonde trug ihr langes Haar als Pferdeschwanz. Das ihrer Freundin war noch naß. Sie ließ es wohl in der Sonne trocknen. Es umgab ihr Gesicht in einer wahren Lockenpracht. Der kleine Kirschmund war zu einem Lächeln verzogen. Er paßte zu dem rundlichen Gesicht mit den braunen Augen und der nicht sehr ausgeprägten Nase. An ihrer Spitze stand sie etwas in die Höhe.

Die Blonde wirkte härter. Wenigstens was die Gesichtszüge anging. Schmal geschnittene Wangen, ein dünner Mund, die hohe Stirn, auf der sich Sommersprossen verteilten. Auch die eisblauen Augen paßten zu diesem Typ Frau.

Sie war es, die mich ansprach. »Ich heiße übrigens Audrey Houston.«

»Angenehm, John Sinclair.«

»Und mich können Sie Sally nennen«, sagte die Braunhaarige. Sie rückte den Stuhl etwas von ihrer Freundin weg, weil sie mir nicht den Blick auf den See nehmen wollte. »Mit vollem Namen heiße ich Sally Vincaro.«

»Freut mich, Sally.«

»Essen Sie ruhig weiter, John, und lassen Sie sich durch uns um Himmels willen nicht stören.«

»Danke.«

Die beiden schauten gemeinsam in die Karte. Ich spürte aber, daß sie mich dabei ebenfalls beobachteten und sich bestimmt Gedanken darüber machten, was mich hergetrieben haben könnte.

Ich hätte darauf wetten können, daß sie nur Salat bestellten, dem war auch so. Dazu tranken sie einen herben Weißwein. Sie wurden sehr schnell bedient. Dabei bedachten sie den jungen Ober mit provozierenden Blicken, und der Mann errötete leicht.

So ohne schienen die beiden nicht zu sein. Ich dachte daran, wie sich die Unterhaltung zwischen uns noch entwickeln würde.

»Sie machen hier auch Urlaub?« fragte Audrey, als sie an ihrem Wein genippt hatte.

»Ja, was sonst.«

»Ich weiß, es war eine dumme Frage. Normalerweise fährt doch ein alleinstehender Mann nicht hier an den Eibsee. Der sucht sich andere Reviere aus.«

»Welche denn?«

»Ich denke da an Ibiza, Mallorca, die Côte oder wie all die Aufreißparadiese heißen.«

Ich legte das Besteck auf den Teller. »Ach, wissen Sie, es gibt auch Leute, die mal Ruhe haben wollen. Sie hat es ja auch hierher verschlagen.«

»Aber aus anderen Gründen«, erwiderte Sally.

»Tatsächlich?«

»Ja, wir sind auf einem dreimonatigen Europatrip. Dafür haben wir lange gespart. Wenn das hier vorbei ist, geht es ab in den Süden. Italien und Griechenland.«

»Sehr schön. Wie lange wollen Sie hier noch bleiben?«

»Drei bis vier Tage. Wir sind ja schon eine Weile hier.«

Der Salat wurde gebracht, unser Gespräch schlief ein, und ich wünschte den beiden Frauen einen guten Appetit. Sie bedankten sich und schlugen richtig zu.

So nett es auch war, die beiden am Tisch zu wissen und kennengelernt zu haben, ich war aber nicht in Urlaub und mußte mich um andere Dinge kümmern.

Als der Ober dicht am Tisch vorbeistrich, winkte ich ihm zu und bat um die Rechnung. Er versprach, sofort zu kommen, dennoch dauerte

es mehr als fünf Minuten, bis er erschien. Ich ließ die Summe auf die Zimmerrechnung schreiben und leerte mein Glas.

Audrey Houston schaute mich bedauernd an. »Sie wollen uns schon verlassen?«

»Leider. Da ich erst vor einer Stunde hier angekommen bin, möchte ich mich ein wenig umschauen.« Ich drehte mich auf dem Stuhl und griff nach meiner dünnen Jacke, die ich über die Lehne gehängt hatte. Meine Beretta hatte ich unter dem T-Shirt verborgen. Es war zum Glück so lang, daß es bis zu den Oberschenkeln reichte. Den geweihten Silberdolch hatte ich im Koffer gelassen.

»Wir werden uns doch noch sehen«, sagte Sally.

»Das bestimmt.«

»Heute abend?«

»Mal schauen.«

»Die Bar ist immer ein interessanter Platz«, bemerkte Audrey, wobei sie verheißungsvoll lächelte.

»Das kann ich mir denken.« Ich stand auf, schob den Stuhl zurecht und verabschiedete mich. Ich spürte die Blicke der beiden auf meinem Rücken brennen und mußte mich zwingen, locker zu gehen. Bisher hatte ich die Seeterrasse gut unter Kontrolle gehabt. Von der Familie Davies hatte ich nichts gesehen.

Wo konnten sie stecken? Vielleicht am See?

Ich beschloß, dort nachzuschauen und erkundigte mich, wie ich am besten dorthin gelangte.

Es führte ein Weg durch den Keller. Bestimmte Türen konnten auch mit dem Zimmerschlüssel geöffnet werden. Da ich ihn bei mir trug, war es kein Problem. Sehr bald fand ich mich auf dem schmalen Uferweg unter der Terrasse wieder.

Um direkt an den See zu gelangen, mußte ich eine Treppe hinuntergehen. Hinter mir blieb das kleine, jetzt leere Hallenbad zurück. Durch eine große Scheibe konnte ich auf den Pool schauen. Sein Wasser schimmerte in einem hellen Blau, ganz im Gegensatz zu den Fluten des Eibsees, die grün aussahen und dort, wo die Sonne ihren Schein verteilte, heller wirkten.

Einige Liegestühle waren nicht mehr belegt. Ich hätte mir durchaus den einen oder anderen aussuchen können, aber zum Baden war ich nicht hergekommen.

Ich entdeckte auch wieder die barbusige Blondine mit ihrem Galan. Beide hockten am Ufer zusammen und tranken Champagner. Der mit Eis gefüllte Kübel stand neben ihnen. Die Frau kicherte wie ein Teenager, doch dem Alter war sie schon lange entwachsen. Dafür spürte der braungebrannte Typ noch die Reste der Eierschalen hinter seinen Ohren.

Ich ging an den beiden vorbei und sah links von mir einen Holzkiosk.

Auch er wurde vom Hotel betrieben. Ein junges Mädchen stand dahinter. Es verkaufte Eis und Getränke.

Durst hatte ich keinen mehr, ging weiter und schaute den Wellen zu, die ans Ufer krochen.

Der Teil des Strandes war gesperrt worden. Nicht zum Hotel gehörende Badende mußten sich andere Plätze suchen.

Ich konnte bereits das Ende des Strands erkennen, wo einige Büsche wuchsen und die Tret- und Paddelboote am Steg lagen. Sie konnten für eine bestimmte Gebühr gemietet werden. Ein Stück weiter - außerhalb des Hotelgeländes - befand sich ein weiterer und weitaus größerer Verleih, wo auch mehr Betrieb herrschte.

Und dann hatte ich Glück.

Links von mir, wo der Kiesstrand in eine Einbuchtung hineinreichte, standen ebenfalls Stühle und auch Liegen bereit. Nicht alle waren belegt, doch eine Familie fiel auf.

Es waren die Davies!

Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen. Im Moment der Entdeckung zuckte ich zusammen. Die Familie saß zusammen, sie bildete praktisch ein Dreieck. Sie schauten nach ›außen‹ und konnten jeden sehen, der sich näherte.

Plötzlich sah ich drei Augenpaare auf mich gerichtet. Man nahm mich zur Kenntnis, aber ich bemerkte die Feindseligkeit und auch das Mißtrauen in ihren Augen.

Es fiel mir nicht leicht, mich locker zu geben. Mein Lächeln fiel hoffentlich nicht zu gezwungen aus, denn ich konnte mir vorstellen, daß Verfolgte wie die Davies' auf alles achteten, was sich in ihrer unmittelbaren Nähe abspielte.

In der Nähe standen freie Stühle. Ich suchte mir einen aus und schaute auf den See hinaus. Die Familie Davies saß rechts von mir.

Daß hier nicht mehr Hotelgäste waren, hatte seinen Grund. Es gab zuviel Schatten. Hinter uns, wo der Spazierweg, der um den See herumführte, begann, standen knorrige, weit ausladende Bäume, die soviel Schatten gaben, daß Sonnenhungrige davon abgeschreckt wurden.

Es war ein wunderschönes Bild, das sich mir bot. Vor mir lag der See als türkisfarbene Fläche.

Leichte Wellen tanzten auf ihm. Die bunten Tretboote glitten lautlos über die Wasserfläche hinweg.

Ein hell gestrichenes Ausflugsschiff zog ebenfalls seine Runden und schob einen hellen Bart vor sich her.

Es war nicht still, aber die Geräusche - egal, woher sie kamen - verwehten. Sie erreichten meine Ohren, als kämen sie aus einer unendlichen Ferne.

Innerlich wurde ich nicht ruhig. Ich wußte ja, wer neben mir saß,

und ich fühlte mich auch beobachtet.

Die Familie sah aus wie auf dem Foto. Nur trugen sie jetzt Freizeitkleidung. Der Mann eine helle Jeans und ein locker fallendes, giftgrünes T-Shirt, die Frau ein helles Top und eine kurze Hose, die viel von ihren langen Beinen sehen ließ, und der Junge hatte Bermudas an, die mit Comic-Figuren bedruckt war.

Sie unterhielten sich leise. Ich schauspielerte und tat so, als wäre ich eingeschlafen. Tatsächlich aber hielt ich die Ohren offen, denn ich wollte mitbekommen, worüber sich die drei unterhielten.

Leider sprachen sie so leise, daß ich nichts verstehen konnte. Und trotzdem baute sich etwas zwischen uns auf, das ich zunächst nicht erklären konnte. Es war ein Gefühl und gleichzeitig eine gewisse Spannung, als wäre die Luft mit Elektrizität geladen.

Schwingungen erreichten mich, die mir irgendwie nicht gefielen. So etwas war mir nur selten passiert. Ich hatte einfach keine Ahnung, was es bedeuten sollte.

Es waren keine guten Schwingungen. Etwas störte mich gewaltig dabei. Ich kam mir selbst vor wie ein Medium und dachte darüber nach, wie so etwas geschehen konnte.

Der Grund lauf auf der Hand.

Es war mein Kreuz!

Ja, der unter dem Hemd versteckt liegende Talisman meldete sich plötzlich. Er war es, der die unsichtbaren und unhörbaren Signale auffing und sich dabei leicht erwärmte.

Warum…?

Es hing mit der Familie zusammen. Vielleicht auch nur mit einem Mitglied aus dem Verbund.

Es juckte mir in den Fingern, mich zu ihnen umzudrehen, aber ich blieb statt dessen gelassen auf dem nach hinten gekippten Stuhl liegen, hielt die Augen leicht geschlossen und genoß die Wärme auch ohne die Sonne.

Von der rechten Seite her erreichte mich das leise Flüstern der Personen.

Der Mann sprach. Seine dunkle Stimme war ebensowenig für mich zu verstehen wie die der Mutter oder des Sohnes. Ich konnte über das Thema nichts hören. Möglicherweise drehten sich die Gespräche um mich. Das aber würde sich noch herausstellen.

Dann hörte ich Schritte.

Nicht sehr schnell, sondern zögernd, auch irgendwie lauernd. Jemand von der Familie mußte sich erhoben haben und kam jetzt langsam auf mich zu.

Unter den Füßen knirschten die kleinen Steine.

Es war die Stimme des Jungen, die mich erreichte. Ich drehte noch nicht den Kopf, sondern stemmte mich in eine sitzende Position hoch

und schaute erst dann hin.

Mario Davies stand in Reichweite neben mir!

Das wäre nichts Besonderes gewesen, doch wie er da stand, gefiel es mir überhaupt nicht. Er hatte eine feindliche Haltung eingenommen, und diese Feindschaft malte sich auch auf seinem Gesicht ab. Es trug einen so kalten Zug, daß ich mich erschreckte. Die Augen schimmerten dunkel, beinahe so schwarz wie das Fell des Teufels, wenn er in seiner Bockgestalt auftrat, und der Mund mit den vollen Lippen war an den Winkeln verzogen, als würde sich der Junge vor mir ekeln.

Ich hatte mich normal hingesetzt und auch die Lehne wieder hochgestellt. Auf den Knien lag meine Jacke. An der linken Seite unter dem T-Shirt drückte die Beretta gegen meine nackte Haut.

Ich lächelte knapp, als ich seinen Gruß mit demselben Wortlaut wiederholte.

Der Junge schüttelte den Kopf. Der Mund bog sich an den Seiten noch mehr nach unten. Dann sagte er Worte, mit denen ich nicht gerechnet hätte. »Hau hier ab, Mister! Ich mag dich nicht, ich hasse dich…«

***

Zunächst einmal war ich zu überrascht, um sofort reagieren zu können. Ich versuchte es mit einem Lächeln, das natürlich mißglückte. Währenddessen jagten die Gedanken durch meinen Kopf, weil ich nach einer adäquaten Antwort suchte.

Ich fand keine. Dafür zerbrach ich mir den Kopf, warum er mich haßte. Ich hatte ihm keinen Anlaß gegeben, aber diese ungewöhnliche Ausstrahlung blieb bestehen, so daß ich jetzt wußte, daß der Junge dafür die Verantwortung trug.

Wie hatte Sir James noch in London zu mir gesagt? Mario Davies ist ein außergewöhnlicher Junge.

Er verfügt über ungewöhnliche Fähigkeiten und ist auch schon von Wissenschaftlern daraufhin untersucht worden. Er mag die Toten, er liebt Friedhöfe, und wenn er die Toten mochte, dann konnte es durchaus sein, daß er die Lebenden haßte.

Dazu gehörte ich nun mal.

Aber einfach so und ohne Grund? Dann hätte er die anderen Gäste im Hotel auch hassen müssen.

Daran glaubte ich wiederum nicht. Also konzentrierte sich sein Haß ausschließlich auf mich.

Er hatte neben mir eine sehr angespannte Haltung angenommen. Beinahe schien es so, als würde er jeden Augenblick in die Luft gehen oder wie Weiland Rumpelstilzchen mit dem Fuß auftreten und ein gewaltiges Loch in die Erde bohren.

Seit seiner ersten Ansprache waren höchstens zehn Sekunden vergangen, eine Zeit, die lang werden konnte, und ich fragte deshalb nach. »Du haßt mich?«

»Ja!«

Ich hob die Schultern. »Warum? Ich habe dir nichts getan. Ich sitze hier, weil es mir hier gefällt. Dieser Teil des Strandes ist für alle Hotelgäste da. Und ich gehöre zu ihnen.«

»Ich hasse dich trotzdem!«

»Dann nenne mir den Grund.«

»Du willst mich behindern!«

Ich zog die Augenbrauen zusammen und drückte mich zurück. Wohl fühlte ich mich dabei nicht, weil mir meine Reaktion einfach zu theatralisch vorkam. »Behindern? Wobei denn?«

Der Junge wollte antworten, ich hatte auch darauf gehofft, doch ein scharfer Ruf seines Vaters erstickte die Worte in der Kehle. »Komm sofort wieder her, Mario, und laß den Mann in Ruhe!«

Die dunklen Augen funkelten mich an. Es war ein wahrer Haßregen, der mich verunsicherte. Bevor er ging, zischte er mir noch einen Satz zu. »Ich wollte, du wärst tot, Mister! Und du wirst es bald sein, das kannst du mir glauben!« Abrupt machte er kehrt und ging zu seinen Eltern zurück. Der Vater hatte sich bereits erhoben, um seinen Sohn zurückzuholen. Jetzt aber setzte er sich wieder hin.

Mario ging nicht zu ihm, sondern zu seiner Mutter, die aus ebenfalls kalten Augen zu mir herüberstarrte und dann die Hand ihres Sohnes umfaßte wie eine Beschützerin.

Bei ihr schien ich ebenfalls keinen Stein im Brett zu haben. Das konnte heiter werden, und ich fühlte mich schon jetzt durchschaut, was mir natürlich gar nicht gefiel.

Sidney Davies erhob sich. Er sprach einige Worte zu seiner Frau, bevor er zu mir kam.

Ich stand auf.

»Sorry, Mister, ich weiß nicht, was mein Sohn zu Ihnen gesagt hat, aber ich möchte mich für sein Benehmen entschuldigen.«

»Schon gut.«

»Mein Name ist Davies. Sidney Davies.« Er hielt mir die Hand hin. Es war eben typisch amerikanisch.

Auch ich stellte mich vor und sah dabei in seinem Gesicht keine Reaktion des Erkennens.

»Darf ich Sie zu einem Drink einladen, Sir?«

»Das ist sehr nett, aber ich werde mich wohl ein wenig in die Sonne legen.«

»Hat mein Sohn Sie auch wirklich nicht beleidigt?«

»Sicherlich nicht.«

»Was sagte er dann?«

Da der Mann nicht lockerließ, wollte ich ihn mit der Wahrheit konfrontieren und war gespannt darauf, wie er reagierte. »Ihr Sohn hat mir nur erklärt, daß er mich haßt.«

Davies schluckte. »Wie bitte?«

»Ich kenne den Grund auch nicht. Aber er haßt mich. Das hat er mehrmals wiederholt.«

Davies war verlegen. Er entschuldigte sich erneut und hörte dann, wie Mario die Worte schrie. »Er ist ein Teufel. Wir müssen aufpassen. Er hat etwas an sich, das ich nicht mag. Es… es ist verdammt gefährlich, versteht ihr?«

Sein Vater drehte sich um. Sein Gesicht wirkte plötzlich dunkler. »Warum sagst du das?«

»Weil ich es spüre.«

»Hör auf mit der Fragerei, Sid. Nimm es einfach hin. Wir werden gehen, das ist am besten.«

Bevor der Vorschlag der Frau in die Tat umgesetzt werden konnte, machte ich den Anfang. »Nein, sie können ruhig bleiben. Ich wollte sowieso verschwinden.«

Sidney versuchte, mich aufzuhalten. Er faßte mich an. »Hören Sie, das ist bestimmt ein Mißverständnis. Nehmen wir einen Drink. Wir sind alle urlaubsreif.«

»Später vielleicht - danke.« Ich nickte ihnen noch zu, ließ sie dann stehen und lauschte meinen eigenen Schritten nach, als ich am Ufer entlangspazierte.

»Und ich hasse dich doch«, rief der Junge hinter mir her. »Er ist wegen mir gekommen…«

Seine Mutter antwortete. Leider konnte ich nicht verstehen, was sie sagte. Ich hatte die Familie erst kurze Zeit beobachten können. Mir war schon jetzt aufgefallen, daß der Junge zu seiner Mutter ein anderes Verhältnis hatte als zu seinem Vater. Es war vertrauensvoller, und sie schien auch mehr Verständnis für ihn zu haben.

Wenn ich davon ausging, daß mich der Junge haßte, mußte es einen Grund geben. Es gibt Menschen, die sind einander vom ersten Augenblick an unsympathisch. Das wußte ich, das kannte ich auch, davon war auch ich nicht verschont geblieben.

Aber mir auf den Kopf zuzusagen, daß mich jemand haßte, dazu noch ein Junge, das mußte einen anderen Grund haben. Und der hing meines Erachtens mit meinem Job zusammen. Mario mußte gespürt haben, wer ich war. Vielleicht hatte er die Strahlung meines Kreuzes mitbekommen, und wenn er auf der anderen Seite stand, konnte nur Haß die Reaktion sein.

Auf der anderen Seite…

Darüber mußte ich nachdenken. Sir James hatte mich vor dem Jungen indirekt gewarnt, und von nun an nahm ich die Warnungen

ernst. Der Junge bildete eine Gefahr.
Und er schwebte in Gefahr, denn ich hatte nicht vergessen, weshalb er und seine Eltern hier am Eibsee lebten.
Ich ging davon aus, daß sich etwas über unseren Köpfen zusammenbraute. Und besonders über meinem nahm die Wolke schon an Dichte zu…

***

In dem etwas abseits liegenden Grab tat sich einiges. Tief in der Erde rumorte es. Da lag ein Körper, der nicht verwest war und zu der seltenen Gattung der Wachsleichen zählen mußte. Es gab sie nicht oft, aber es gab sie.
Immer wieder wurden sie bei irgendwelchen Umbettungen gefunden, und immer wieder standen die Friedhofsarbeiter vor dem Grauen, wenn sie die Gräber geöffnet hatten. Sie mußten die Wachsleichen mit den Händen aus den Gräbern holen, um sie an einen anderen Platz zu schaffen.
Nur waren die Wachsleichen eben Leichen und bewegten sich nicht. Das sah bei diesem Toten auf dem Grainauer Friedhof anders aus. Er war zu einer Wachsleiche geworden, und er lebte noch. Er konnte sich bewegen, er lag in seinem Grab und wollte auf keinen Fall noch länger unter der Erde liegen.
Er mußte raus!
Ein Hindernis hatte er aus dem Weg geschafft. Er spürte noch jetzt das Gefühl der Sättigung und auch den feuchten Schleimschleier, der sich um seinen Körper gelegt hatte.
Diese Tatsache wies darauf hin, daß der Tote nicht nur ein Zombie, eine lebende Leiche war, sondern gleichzeitig noch etwas viel Grausameres und Schlimmeres.
Er war ein Ghoul, ein Leichenfresser!
Und jetzt war er satt! Dadurch hatte er auch Kraft sammeln können, denn die brauchte er, weil ein langer und beschwerlicher Weg vor ihm lag, der ihn an die Oberfläche und damit auch ins Freie bringen sollte, wo er dann mehr Opfer finden würde.
Zudem wußte er sich nicht allein in der Welt der Lebenden. Er hatte dort einen Freund, er war gelockt worden, jemand, der es verstanden hatte, die Tiefe des Grabes mit seinen Gedanken zu durchdringen und sich mit ihm in Verbindung zu setzen.
Alles würde gut werden.
Er brauchte nur den Weg nach oben zu schaffen, und dabei konnte er sich Zeit lassen, denn er wollte das Grab erst verlassen, wenn sich die Dunkelheit über den Friedhof gelegt hatte.
Das war dann die Zeit der lebenden Leichen, die Stunde der Ghouls, wo sie sich auf die Suche nach den Opfern machten.

In seinem Gesicht zuckte es. Er konnte die Arme jetzt gut bewegen, der Schleim wirkte wie Schmieröl, und er führte eine Hand auf sein Gesicht zu. Mit den Fingern tastete er darüber hinweg und stach dabei in sein Auge hinein.

Es war leer.

Noch immer leer.

Auch nach so langer Zeit. Man hatte es ihm herausgeschossen, aber er hatte es zurückbekommen und hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger fest wie eine kostbare Beute.

Die Menschen würden sich wundern.

Und mit diesem Gedanken machte er sich an die Arbeit und versuchte, das Grab zu verlassen…

***

Wenn dem Hauptgärtner die Arbeit zuviel wurde, dann griff er stets auf einen Helfer zurück. Dieser junge Mann hieß Sepp Huber, war ein Urbayer und gehörte im Ort zu den Leuten, die immer da einsprangen, wo Arbeit anlag, und er konnte sich über einen Mangel an Beschäftigung nicht beklagen.

Mal war er dabei, wenn der Minigolfplatz gereinigt wurde, dann wiederum half er mit, das Schwimmbad zu säubern, auf das die Gemeinde sehr stolz sein konnte. Er fegte auch die Straßen, beschnitt Bäume oder führte Touristengruppen auf versteckten Wanderwegen in die Berge, wo er ihnen viel über die Natur zu erzählen wußte.

Sepp Huber war Mädchen für alles, und er fühlte sich in dieser Rolle sauwohl.

An diesem Tag sollte der fünfundzwanzigjährige junge Mann dem Friedhofsgärtner dabei helfen, einige Gräber für den Herbst und Winter vorzubereiten. Sie würden alles noch einmal überholen, das Werkzeug reinigen und kleine Löcher an den Grabrandmauern markieren, die später geflickt werden konnten.

Das alles konnte er, und es machte ihm an einem sonnigen Tag wie diesem besonderen Spaß.

Weniger Spaß bereitete ihm die Tatsache, daß sein ›Chef‹ noch nicht gekommen war. Sie waren für neun verabredet gewesen. Jetzt zeigte die Uhr bereits halb zehn, und der Mann war noch immer nicht erschienen. Das kam Huber komisch vor.

Wenn es umgekehrt gewesen wäre, okay, denn er gehörte zu den Leuten, die am Abend schon mal versumpften und am anderen Morgen entsprechend aussahen, aber nicht Lichtenegger, der Gärtner.

Der war die Pünktlichkeit in Person, eine Verspätung hatte es bei ihm noch nie gegeben, auch wenn er mal betrunken gewesen war.

»Wer saufen kann, der kann auch arbeiten«, hatte er immer gesagt und sich daran gehalten.

Lichtenegger war ebenso Junggeselle wie auch Sepp Huber. Keine Frau sorgte dafür, daß er pünktlich aus dem Bett kam, und Sepp wollte ihm noch eine halbe Stunde geben, bevor er sich aufmachte, ihn zu besuchen. So blieb er auf seinem Platz sitzen, der kleinen Bank, die auf dem Hügel stand.

Hinter ihm lag das Gelände des Friedhofs, und rechts von ihm die Kirche, die sich längst geleert hatte, weil die erste Messe schon gelaufen war.

Er schaute auf die Straße. An ihr lagen zwei Lokale. Sie erhielten Getränke-Nachschub. Lastwagen hatten gestoppt. Massenweise wurden die Kisten mit Limo und Wasser abgeladen. Einige Touristen - Spaziergänger - schauten zu, wie die Wagen entladen wurden. Besonders die Kinder hatten dabei großen Spaß.

Sepp schob den Hut zurück, den er von seinem Vater geerbt hatte. Das Gesicht unter dem Haar zeigte einen pfiffigen Ausdruck, aber die Sorge nahm immer mehr zu. Außerdem würde sich die Arbeit bis in den Abend hinein verlängern, und das wollte er auch nicht. Er hatte seiner Mutter versprochen, sie nach Garmisch zu einem Konzert zu fahren.

Dann hörte er Schritte.

Er schaute nach rechts und sah die dunkel gekleidete Gestalt des Pfarrers auf sich zukommen.

Hochwürden hieß Prantl mit Namen, stammte aus Oberammergau, trug aber keinen Rauschebart wie Akteure der Festspiele. Sein Gesicht war blaß. Er ging kaum in die Sonne, und deshalb sah der Kontrast zwischen Soutane und Haut noch stärker aus.

Prantl sah wohlgenährt aus. Sein Gesicht sah immer so aus, als wäre es frisch gescheuert worden, und der Mund mit den feuchten Lippen zeigte ein ständiges Lächeln. Wenn er die Messe las, trug er immer eine Brille, auf die er jetzt verzichtete.

Sepp Huber wußte, was sich gehörte, als er den Pfarrer auf sich zukommen sah. Er stand auf und lächelte.

Hochwürden nickte ihm zu. Er trug auf dem Kopf sein Birett mit den vier Zacken. Unter der Bedeckung waren die grauen Haare fast völlig verschwunden.

Die Hände hatte er zusammengelegt, blieb stehen und schaute an dem größeren Sepp hoch. »Nun, mein Sohn, du siehst aus, als hättest du Sorgen.«

Dem jungen Mann war etwas unbehaglich zumute. Schon seit seiner Kindheit hatte ihm der Anblick eines Pfarrers stets Respekt eingeflößt, den hatte er auch als Erwachsener nicht ablegen können.

Wenn Hochwürden vor ihm stand, fühlte er sich immer wie ein Sünder, der auf frischer Tat ertappt worden war. Er dachte auch daran, daß der Pfarrer von seinen Vergehen wußte, schließlich ging er

einmal im Monat zur Beichte.

Sepp senkte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern. »Keine direkten Sorgen, Hochwürden…«

»Aber…?«

»Es geht um Lichtenegger.«

»Was ist mit ihm.«

»Er ist noch nicht hier.«

»Und weiter?«

»Er hätte längst hier sein müssen. Wir wollten uns die Gräber anschauen, weil wir vor dem Winter noch einige Dinge ausbessern müssen. Für Neun waren wir verabredet, bald ist es Zehn, und ich habe ihn noch immer nicht gesehen. Ich mache mir Sorgen.«

Der Pfarrer lachte und winkte ab. »Er wird sich verschlafen haben, der Gute.«

»Glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Er ist immer pünktlich gewesen, auch wenn er gesof… ähm, einen Rausch gehabt hat.« Sepp wußte, was sich einem Pfarrer gegenüber gehörte. Da konnte er nicht so sprechen wie mit seinen Zechkumpanen.

Hochwürden nickte. »Keine Sorge, mein Junge, es war auch für ihn eine lange Nacht.«

Huber überlegte. Der Pfarrer wußte mehr. Das hatte er seiner Antwort entnommen. Wieso konnte Hochwürden wissen, daß es für Lichtenegger eine lange Nacht gewesen war? War der Gärtner etwa im Auftrag des Geistlichen unterwegs gewesen?

Der Pfarrer lachte, als er Sepps Gesicht sah. »Keine Sorge, mein Freund, dahinter verbirgt sich keine Verschwörung. Ich habe die Zustimmung gegeben, daß er sich einmal den Friedhof in der Nacht anschaut. Ich habe nämlich den Verdacht, daß dort einiges nicht mehr stimmt. Einige Anzeichen weisen daraufhin, daß unser Kirchhof in der Nacht ungebetenen Besuch bekommen hat.«

»Von wem denn?« fragte Sepp spontan und schalt sich einen Narren, weil er so dumm gefragt hat.

Hochwürden blieb gütig. Auch mit seinem Lächeln. »Das hat unser Freund eben herausfinden wollen. Keine Sorge, auch ich habe noch nicht mit ihm gesprochen.«

Sepp Huber war beruhigt. »Dann wird er noch schlafen. Es kann spät geworden sein.«

Pfarrer Prantl nickte. »Ganz bestimmt sogar.« Er schaute sich um. »Welch ein herrlicher Tag heute. Leider spüre ich mein linkes Knie. Ein Wetterwechsel steht bevor. Vielleicht gibt es ein Gewitter.«

Sepp war das egal. Er wollte nur wissen, ob er bleiben sollte oder nicht.

»Natürlich wirst du deiner Arbeit nachgehen. Der gute Lichtenegger wird dich doch eingeweiht haben.«

»So ungefähr schon.«

»Dann schau dir die Gräber genau an und schreibe auf, welche wieder hergerichtet werden müssen. Du kannst mir ja später darüber Bescheid geben, falls Lichtenegger bis dahin noch nicht eingetroffen ist. Sonst wird er die Aufgabe übernehmen.«

»Verstanden, Hochwürden.«

Pfarrer Prantl lächelte noch einmal gütig, nickte und ließ den Gehilfen stehen. Bedächtigen Schrittes ging er auf dem Schotterweg Richtung Straße, wo er stehenblieb, als ihm zwei Frauen entgegenkamen und unbedingt ein Gespräch mit dem Pfarrer über den neuesten Dorfklatsch führen wollten.

Sepp aber hob die Schultern, drückte seinen Filzgut tiefer und machte sich auf den Weg. Zuerst wollte er im Geräteschuppen nachsehen. Dort stand unter anderem ein alter ausrangierter Schreibtisch, in dem der Gärtner das aufbewahrte, was er so haßte, seinen schriftlichen Kram nämlich.

Bevor Huber die Tür aufzog, fiel ihm etwas auf. Man hatte das Schloß und auch sie zerstört. Das Schloß schlimmer als die Tür. Er bückte sich, um es genau in Augenschein zu nehmen. Der Eindringling war mit roher Gewalt vorgegangen, und Sepp Huber kamen komische Gedanken, die etwas mit Angst zu tun hatten. Das Gefühl wollte nicht weichen, als er auf die Tür schaute.

Hielt sich jemand im Gartenhaus versteckt? Er schaute durch das schmale Seitenfenster, sah jedoch keinen Menschen.

Einmal - es lag schon Jahre zurück - war ein Liebespaar am Morgen erwischt worden. Die Sache hatte sich schnell herumgesprochen. So bald würde kein zweites Pärchen mehr die Nacht in diesem alten Gartenhaus verbringen.

Huber verfluchte seinen Kollegen, weil dieser noch nicht erschienen war. Daß das Schloß aufgebrochen war, ließ einfach auf etwas Unnormales schließen. Außerdem hätte er jetzt gern den Pfarrer bei sich gewußt, der aber war im Ort unterwegs, und von der Friedhofsverwaltung konnte er auch niemanden erreichen.

Es sah nicht gut aus…

Trotzdem durfte er nicht kneifen. Sepp dachte an die zahlreichen Wirtshaus- und Schützenfest-Schlägereien, die er hinter sich hatte. Und da hatte er immer gut ausgesehen.

Da würde er sich von so etwas doch nicht ins Bockshorn jagen lassen. Nein, nicht mit ihm.

Er gab sich einen Ruck, schaute sich noch einmal die Tür an und zerrte sie dann mit einem Ruck auf.

Er blieb stehen, erwartete einen Angriff oder irgend etwas aus dieser

Richtung.
Es tat sich nichts.
Nicht einmal eine Maus sprang ihm entgegen. In diesem Stall hielt sich kein Lebewesen auf.
Sepp Huber atmete tief durch. Trotzdem war er nicht beruhigt, als er den Stall betrat. Er kannte ihn ja, es hatte sich auch heute nichts verändert, aber es war trotzdem etwas anders geworden. Nicht sofort zu sehen, aber er spürte es deutlich, ohne zu wissen, wie er sich die Veränderung erklären sollte.
Plötzlich wußte er Bescheid!
Es lag nicht an der Einrichtung, sondern am Geruch, der ihm hier fremd war.
Sepp schnüffelte, bewegte dabei seine Nasenflügel und hatte endlich herausgefunden, wonach es roch.
Nach Kerzenrauch. Aber wer steckte hier Kerzen an?
Sepp wußte es nicht, schaute sich um, schob einiges, zur Seite, auch Werkzeug und fand schließlich die drei Leuchter mit den zur Hälfte abgebrannten Kerzen.
Der Fall wurde für ihn immer rätselhafter. Neun Kerzen, die sich auf drei Leuchter verteilten. Wer, verflucht, hatte sie hier in den Schuppen gestellt, und was hatte der Unbekannte damit bezweckt.
Oder war es kein Unbekannter gewesen, sondern Lichtenegger selbst, der sein eigenes Süppchen kochte? War er bisher verkannt worden? Trieb er ein besonderes Spiel?
Sepp Huber verstand die Welt nicht mehr. In ihm blieb nur eine bedrückende Vorahnung zurück, und er bewegte sich durch den alten Schuppen, als wäre er fremd hier. Er hatte in der Schule nie eine gute Note in Mathematik gehabt, hier aber zählte er gewisse Dinge zusammen und kam zu dem Ergebnis, daß einiges faul war.
Er glaubte nicht mehr daran, daß der Gärtner verschlafen hatte oder versackt war. Da mußte irgend etwas anderes vorgefallen sein. Möglicherweise sogar etwas Schlimmes.
Sepp ging ihn nicht suchen. Zudem gehorchte er dem Pfarrer. Was der sagte, war für ihn Gesetz.
Hochwürden hatte gemeint, daß Lichtenegger noch kommen würde, also wollte sich Huber an die Arbeit machen und die Gräber abgehen.
Der alte Schreibtisch stand neben dem Fenster mit der schmutzigen Scheibe. Sie ließ nur wenig Licht durch, das kaum die verstaubte Schreibtischplatte erreichte. Der Platz war wohl mehr ein Alibi für das alte Möbelstück.
Sepp Huber zog die mittlere Schublade auf, fand den Block, auch einen Kugelschreiber und nahm beides mit. Er war froh, wieder ins Freie treten zu können, wo er zunächst einmal tief durchatmete.
Die Luft kam ihm würzig vor, nach dem muffigen Schuppen war sie

der reinste Balsam. Er hielt sich noch immer allein auf dem Friedhof auf. Wenigstens in dem Gebiet, das er überblicken konnte.

Weiter unten, wo die beiden anderen Terrassen lagen, bewegten sich ältere Frauen durch die Reihen.

Es waren die drei, die dem Friedhof jeden Tag einen Besuch abstatteten, um nach den Gräbern ihrer verstorbenen Männer zu sehen.

Es war alles normal…

Er wollte mit seiner Bestandsaufnahme an der oberen Fläche beginnen. Und zwar dort, wo das Gräberfeld sein Ende zeigte und Buschwerk die Grenze bildete.

Dort ging er hin und fühlte sich mit jedem Meter, der hinter ihm lag, unwohler.

Gewisse Dinge störten ihn, wobei er nicht sagen konnte, welche es denn waren.

Lag es vielleicht an der Luft, die ziemlich drückte, oder an dem leicht bewölkten Himmel. Der Pfarrer hatte recht, das Wetter würde sich ändern. Noch waren die Grate der Berge deutlich zu sehen, aber nicht mehr lange.

Er blieb stehen, und als er den Kopf drehte, da sah er auch die drei Gräber der Nichteinheimischen.

Huber biß sich auf die Lippe. Er wußte selbst nicht, weshalb diese Grabstätten sein Interesse auf sich zogen, da war irgend etwas, das er sich nicht erklären konnte. Er kannte sie und hatte sich bisher nie großartig dafür interessiert. Heute jedoch kamen sie ihm anders vor.

Kreuze gab es nicht.

Alte Steine waren in die Erde gerammt worden. Im Laufe der langen Jahre hatten sie durch Bodenbewegungen ihre Haltung etwas verändert und standen jetzt schief.

Das war auch normal.

Trotzdem ging Huber hin. Es drang keine Stimme aus dem Grab, die ihn gerufen hätte, es war für ihn trotzdem wie ein Zwang, der ihn in die direkte Nähe des Ziels trieb.

Warum lockte ihn ein Grab?

Huber leckte über seine Lippen. Sie waren ebenso trocken gewesen, wie der Mund noch trocken war. Er schien seine Kehle mit Sand ausgespült zu haben. Der Boden war nicht anders als sonst. Er war weich und von Unkraut überwuchert, denn um diese Gräber kümmerte sich niemand.

Sie gehörten zu einem Stück Vergangenheit, an das die Menschen hier nicht gern erinnert wurden.

Vor dem größten Grab blieb er stehen. Der Stein wirkte wie ein Klotz, er war eigentlich zu groß für die letzte Ruhestätte. Etwas störte ihn. Sepp Huber arbeitete schon relativ lange auf dem Friedhof.

Er hatte sich mit dieser Umgebung abgefunden, hatte sie nicht einmal als fremd angesehen und fürchtete sich erst recht nicht vor den Toten, was auch nicht nötig war.

Heute sah das anders aus. Da kamen ihm die Gräber unheimlich vor. Obwohl sie so aussahen wie immer, waren sie doch anders geworden. Sie schienen etwas zu verbergen, das sie bisher geheimgehalten hatten. Gleichzeitig sagte sich Huber, daß es Quatsch war. Über viele Jahrzehnte hatte sich bei den Gräbern nichts getan, warum, zum Henker, hätte sich jetzt etwas verändern sollen?

Das entbehrte jeder Grundlage. Es war alles die reinste Spekulation, er ließ sich allein durch den Anblick der mit Moos bewachsenen Steine in Angst jagen, anstatt mit seiner eigentlichen Arbeit zu beginnen.

Doch Huber blieb stehen.

Es gab da eine unerklärliche Kraft, die ihn auf der Stelle bannte. Sie war da, sie war anders, sie erinnerte ihn an ein Gefühl, das sich über den Friedhof gelegt hatte. Sie drang nur aus einer Richtung auf ihn ein.

Aus dem Grab…

Er schluckte. Hätte er jetzt einen Spiegel gehabt und hineingeschaut, hätte er sehen können, wie bleich er geworden war. Eine tiefe Furcht hielt ihn umklammert. Seltsamerweise gab ihm die Nähe der Kirche auch kein sicheres Gefühl. Hier war einfach alles schrecklich geworden. Es hatte sich einiges verändert, ohne daß eine äußerliche Veränderung vorgenommen worden wäre.

Huber senkte den Kopf. An seine Arbeit dachte er nicht mehr, ihn interessierte allein das Grab.

Plötzlich weiteten sich seine Augen.

Er hatte etwas gesehen!

Es war schrecklich und unbegreiflich zugleich. Ihn durchschoß ein regelrechter Schauerschock, die Gänsehaut breitete sich auf seinem Körper aus. Sie bewegte sich kriechend wie ein Schauer der Furcht, und er konnte sich nicht rühren.

Etwas war mit dem Grab vor ihm geschehen. Nicht mit der gesamten Fläche, sondern nur mit dem Mittelteil, denn dort hatte sich etwas bewegt. Da zitterte die Erde!

Er hielt den Atem an!

Im ersten Augenblick konnte er nicht logisch denken. Zudem gab es keinen Grund, weshalb sich die Erde hätte bewegen können. Der Wind wehte sanft und warm, er war kein Sturm, der an irgendwelchen Dingen gerüttelt hätte. Die Erde auf dem Grab konnte sich einfach nicht bewegen, das war unmöglich.

Doch tat sie es.

Da hatten sich kleine Risse gebildet. Krumen rollten von einer Seite

auf die andere. Huber glaubte sogar, Löcher zu sehen, als wäre die Graberde ein alter Käse.

Das war furchtbar.

Er schaute weiter hin. Starr stand er mit beiden Beinen auf dem Boden, als hätte man ihn dort festgenagelt. Sein Blick galt einzig und allein dem Grab, wo die Oberfläche in der Mitte einfach nicht zur Ruhe kommen wollte.

Er dachte nach, auch wenn er es gar nicht so direkt mitbekam. Daß dies überhaupt hatte geschehen können, ließ nur den einen Schluß zu. Im Innern des Grabes mußte es eine Kraft geben, die für diesen Vorgang gesorgt hatte. Eigentlich unmöglich, dafür gab es keine Erklärung, denn ein Toter war und blieb tot.

Oder?…

Huber erinnerte sich an einige Gruselfilme, die vor kurzem im Programm eines Privatsenders gelaufen waren. Da hatte er die reitenden Leichen gesehen und andere Dinge, die einem Zuschauer Schrecken einjagen konnten, wobei er die Filme eigentlich lustig gefunden hatte, sie waren mehr eine Erinnerung an die Siebziger gewesen.

Das hier war echt.

Und er war die Hauptperson neben einem Grab, in dem ein unheimliches und unheiliges Leben steckte.

In der Tiefe verborgen hatte es erwachen können und mußte auf dem Weg nach oben sein.

Er schluckte. Eisen steckte in seiner Kehle. Die Angst nahm zu, und die Erde vor ihm bewegte sich weiter. Huber rechnete damit, daß jeden Augenblick eine Knochenhand aus dem Grab dringen und nach ihm greifen würde.

Möglich war alles…

Er mußte weg.

Aber wie?

Für einen Moment irrten seine Gedanken ab. Er dachte an Lichtenegger. Ihn überkam die Vorstellung, daß der Gärtner in diesem Grab liegen könnte und nun versuchte, wieder an die Oberfläche zu gelangen. Huber schüttelte sich. Zu grauenhaft war diese Vorstellung. Dafür gelang es ihm, den Kopf nach rechts zu drehen und einen Blick auf die Kirche zu werfen. Ihr Mauerwerk und der hohe Turm flößten ihm noch immer kein Vertrauen ein, aber sie lenkten ihn von seinen schlimmen Gedanken ab, so daß er wieder zu sich selbst fand.

Sepp Huber tat das einzig richtige in seiner Situation. Er hob mühsam den rechten Arm und schlug ebenso mühsam ein Kreuzzeichen. Die Geste war ein altes Hausmittel gegen Alpträume, das hatte ihm seine Großmutter immer gesagt.

Urplötzlich brach der Bann!

Er konnte wieder frei reden, er konnte wieder atmen, er sprach ein hastiges Gebet, er fühlte sich besser, doch die Angst war geblieben. Sie trieb ihn auch von der Grabstätte weg.

Sepp Huber rannte so schnell wie nie zuvor über den Friedhof und war froh, ihn verlassen zu können. So schnell würde er sich nicht mehr in die Nähe der fremden Gräber wagen.

Er lief in eine Gastwirtschaft, bestellte sich ein großes Bier und zwei Obstler. Als der Wirt die Getränke brachte, fiel ihm der Zustand des jungen Mannes auf.

»Du bist bleich wie meine Kellerwand, Sepp!«

»Bin ich das?«

»Klar.«

Er kippte den ersten Obstler. »Ich war auf dem Friedhof«, erklärte er schluckend und schaute dabei gegen die Berge. »Glaubst du, daß die Toten tot sind, Paul?«

»Ja, Mann. Was soll der Mist?«

»Ich habe es auch geglaubt«, flüsterte Sepp Huber. »Jetzt aber bin ich mir nicht mehr sicher.« Er griff zum Glas und schüttelte den zweiten Obstler in die Kehle…

***

Ich war auf mein Zimmer gegangen, hatte die Terrassentür spaltbreit geöffnet, um Luft in die Räume zu lassen, mich rücklings auf das Bett gelegt und über die Familie Davies, insbesondere über Mario, nachgedacht.

Er war das Problem!

Ich dachte an die Szene der Kontaktaufnahme und konnte darüber nur den Kopf schütteln. Niemals zuvor hatte ich einen derartigen Jungen erlebt. Er haßte mich, ich hatte es gespürt, und dabei war ich ihm völlig unbekannt. Etwas an mir mußte ihn gestört haben. Ich ging davon aus, daß es mein Kreuz war. Wenn das den Tatsachen entsprach, stand der Junge auf der anderen Seite, dann war er mein Feind und gleichzeitig ein Freund unheimlicher, schwarzmagischer Kräfte.

Mario liebte die Toten!

Ich knirschte mit den Zähnen, als ich daran dachte. Das war verrückt, nicht nachvollziehbar. Was trieb einen Fünfzehnjährigen dazu, so zu denken?

Ich konnte es mir nicht vorstellen, es wollte einfach nicht in meinen Schädel hinein. Da mußten schon Dinge passiert sein, die für mich zu hoch waren.

Wieso?

Noch einmal vergegenwärtigte ich mir sein Verhalten. Mir war dabei auch aufgefallen, daß er zu seiner Mutter ein anderes Verhältnis hatte

als zu seinem Vater. Das kommt bei Kindern oft vor, aber dieses Verhältnis war doch sehr ungewöhnlich. Die Mutter hatte wesentlich mehr Verständnis für ihn, und als ich mir vergegenwärtigte, wie sie mich angeschaut hatte, da fiel mir ein, daß ihr Blick auch nicht eben freundlich gewesen war. Ebenfalls dicht vor der Feindschaft stehend oder vor dem Haß.

Ich setzte mich wieder auf, hatte Durst bekommen, ging zur Minibar und entnahm ihr eine Flasche Mineralwasser. Ein Glas kippte ich fast voll, und mit dem Glas in der Hand schlenderte ich durch den Wohnraum auf die spaltbreit geöffnete Terrassentür zu.

Das Wetter hatte sich verändert. Allmählich bedeckte sich der Himmel. Hoch über der Zugspitze wehten die dunkleren Schleier her wie lange Zungen. Der Wind war kaum noch zu spüren. Die Luft stand und leitete Geräusche sehr gut.

Auch die beiden Stimmen vom Nachbarbalkon. Zuerst hatte ich nicht richtig hingehört, bis mir das Lachen auffiel. Es klang kehlig und auch hart. Eine Frau hatte es ausgestoßen.

»Du brauchst dich doch nicht zu fürchten, mein Junge! Du doch nicht!« Eartha Davies hatte gesprochen.

Ich trat noch näher an die Tür heran. Das Glas stellte ich weg. Plötzlich war der Durst verschwunden. Ich brachte mein Ohr dicht an den Spalt, um lauschen zu können. Die Davies' wußten wahrscheinlich nicht, wer neben ihnen wohnte, sonst hätten sie sich nicht so locker verhalten. Das kam mir natürlich gelegen.

Der Junge hatte sich mit der Antwort Zeit gelassen. Als er jetzt sprach, klang seine Stimme wütend.

»Er ist ein Feind, ein verdammter Feind. Ich hasse ihn, und er haßt mich!«

»Bitte«, sagte die Frau. »Du mußt dich doch jetzt zusammenreißen. Dieser Mann ist kein Killer.«

»Das habe ich auch nicht gemeint.«

»Was dann?«

Ich hörte ihn atmen, so still war es geworden. »Er ist ein anderer Feind als die Mafia. Er ist bestimmt wegen mir gekommen, weil ich eben mehr weiß als die normalen Menschen. Ich habe es gespürt. Er hat etwas an sich, das gefährlich ist.«

»Gut, Mario. Was willst du denn tun? Oder sag mir, was wir gemeinsam tun sollen?«

»Ihn ausradieren!«

Ich erschrak, als ich die Worte aus dem Mund eines fünfzehnjährigen Jungen hörte. Anders konnte ein Gangsterboß auch nicht sprechen als dieser Halbwüchsige. Und der Haß hatte seine Stimme mit einem dumpfen Timbre unterlegt.

Mir wurde kalt und heiß zugleich. Ich wartete auf die Erwiderung

seiner Mutter, die auch kam. Allerdings so leise, daß ich sie nicht verstand. Dafür sprach Mario lauter..

»Du mußt herausfinden, Mum, weshalb er hier erschienen ist. Das mußt du.«

»Wenn er kein Killer von der anderen Seite ist, wird er hier Urlaub machen wollen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Er weiß etwas!« behauptete Mario.

»Was sollte er wissen, und von wem hat er dann dieses Wissen bekommen?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber du kennst mein Gespür. Er darf mir nicht in die Quere kommen. Die folgende Nacht ist die wichtigste. Da werde ich euch beweisen können, weshalb ich so dafür gewesen bin, daß wir hier nach Grainau fahren. Da wird sich dann alles ändern, darauf kannst du dich verlassen. Du weißt doch, daß ich die Vorbereitungen schon getroffen habe.«

»Das hast du erzählt.«

»Es ist alles so, wie ich mir gedacht habe. Ich habe den Kontakt mit den Tot…«

»Kein Wort mehr, Mario. Laß uns hineingehen.«

»Ja, schon gut.«

Ich hörte die Schritte der beiden, dann das dumpfe Geräusch, als die Tür geschlossen wurde. Sehr langsam zog ich mich wieder in mein Zimmer zurück. Was ich da erfahren hatte, das war ein starkes Stück gewesen und hatte mir gar nicht gefallen. Ich war gezwungen, mir aus gewissen Versatzstücken ein Bild zu machen, und obwohl ich bisher wenig wußte, sah dieses Bild düster aus.

Ich leerte mein Glas und war nicht mehr in der Lage, mich auf das Bett zu legen und nachzudenken.

Statt dessen nahm ich eine Dusche, um mir den kalten Schweiß vom Körper zu waschen.

Beim Abtrocknen drehten sich meine Gedanken wieder um den Fall. Die Familie wußte natürlich Bescheid, daß sie sich hier im Hotel nicht in absoluter Sicherheit befand. Sie rechneten alle mit den Killern der Mafia, die auf ihren Spuren klebten. Gleichzeitig hatte Mario Davies noch etwas anderes vor. Er war nun ein besonderer Junge und mit einer bestimmten Gabe ausgerüstet. Schon in den Staaten war bekannt gewesen, daß er die Toten liebte. Seine Leichen, zu denen er sich hingezogen fühlte, die er liebte wie andere in seinem Alter ihren Sport oder ein Videospiel. Das alles ging mir durch den Kopf, und ich hatte auch nicht vergessen, daß die folgende Nacht die entscheidende werden sollte. Wobei ich mich fragte, was er damit meinte.

Es ging sicherlich nicht um die Mafiosi, denn in dieser Nacht würde

er sich mit seinen Problemen beschäftigen. Mit den Toten, davon mußte ich einfach ausgehen.
Wo liegen Tote?
Auf dem Friedhof, wobei ich mir die Frage stellte, wo es den nächsten Friedhof gab.
In Grainau, hier nicht. Wenn das stimmte, würde Mario am Abend das Hotel verlassen und in Richtung Grainau gehen oder fahren. Deshalb mußte ich ein Auge auf ihn haben. Wenn das tatsächlich eintrat, sollte er sich nicht allein auf den Weg machen.
Das war das eine Problem.
Hinzu kam das zweite. Ich durfte auf keinen Fall vergessen, daß die Mafia versuchen würde, die Familie zu stellen, um mit ihr abzurechnen. Für die Mafia kam da nur der Tod in Frage. Da wurden die Ehefrau des Verräters und dessen Kind ebenfalls mit hineingezogen. Die Zukunft sah nicht nur düster, sondern dunkel aus. Ich bedauerte es, allein zu sein und meinen Freund Suko nicht bei mir zu wissen. Wir hätten uns die Arbeit wunderbar teilen können.
Wenn ich in meinen Räumen blieb, brachte das nichts. Außerdem war mittlerweile ziemlich viel Zeit vergangen. In der Halle hatte ich eine bessere Kontrolle. Ich ging zudem davon aus, daß die Familie Davies hier im Hotel ihr Dinner einnehmen würde. Sie würden versuchen, sich völlig normal zu bewegen und nur nicht auffallen. Das war eben meine Chance, dranzubleiben und sie nicht aus den Augen zu lassen.
Um siebzehn Uhr öffnete sicherlich die Bar.
Die Zeit war schon vorbei.
Ich streifte mein schwarzes Leinenjackett über, zu dem ich hellblaue Sommerjeans trug, kontrollierte noch einmal meine Waffen und verließ die Suite.
Für die folgenden Stunden war ich gerüstet. Fragte sich nur, was sie bringen würden…

***

In der Bar hatte man die weichen Lichter eingeschaltet. Als ich die Stufen hochging, da entdeckte ich die beiden Amerikanerinnen, die an der halbrunden, sehr großen Theke saßen und mir wie auf Kommando zuwinkten, wobei Sally mich bat, doch bei ihnen Platz zu nehmen.
Das gefiel mir in diesem Augenblick nicht. Nicht daß ich etwas gegen die beiden gehabt hätte, wer hat schon etwas gegen zwei hübsche Frauen? Ich hatte nur die Befürchtung, daß sie mich zu sehr von meiner eigentlichen Aufgabe ablenkten, und dieses Risiko wollte ich eigentlich nicht eingehen.
Vor den Kopf stoßen wollte ich sie auch nicht. So machte ich gute Miene zum bösen Spiel, ging zu ihnen und nahm neben Sally Platz.

Beide Frauen hatten sich umgezogen. Sally trug ein zitronengelbes Kleid mit einem tiefen Rückenausschnitt, so daß sie auf einen BH hatte verzichten müssen. Das Kleid war ziemlich kurz. Der geschwungene Rock endete knapp über den Knien. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und ließ viel von der sanft gebräunten Haut sehen. Um ihren Hals hatte sie drei grüne Perlenketten gehängt, Modeschmuck. Vorn war das Kleid wie ein einteiliger Badeanzug gearbeitet, der ihre Brüste leicht anhob. Die Frisur war frisch geföntund bildete einen Wuschelkopf.

»Gut amüsiert?« fragte ich.

»Es geht!« Audrey Houston gab die Antwort. Sie war sportlicher gekleidet in ihrer dunklen Hose, der locker fallenden schwarzen Seidenbluse und dem weißen Jackett. Das blonde Haar trug sie lang und mit zwei Spangen an den Seiten zurückgesteckt.

»Es hörte sich, aber nicht begeisternd an.«

»Vielleicht sind wir schon zu lange hier.«

»Das kann sein.«

Der Keeper, ein junger Mann mit weißem Hemd und roter Fliege, grüßte und fragte mich nach meinen Wünschen. Die beiden Ladies tranken irgendein gemixtes Zeug, was ich nicht wollte. Ich erkundigte mich, ob es auch Bier vom Faß gab, was mir der Keeper mit einem Nicken bestätigte. »Ein großes oder ein kleines Bier?«

Ich entschied mich für das große.

»Das hätten wir auch trinken sollen«, sagte Audrey.

»Können wir ja nach dem Essen.«

»Gute Idee.«

Audrey wandte sich an mich. Sie mußte dabei den Kopf drehen und an ihrer Freundin vorbeischauen. »Sie werden doch sicherlich auch draußen auf der Terrasse essen - oder?«

»Davon gehe ich aus.«

»An unserem Tisch ist noch ein Platz frei.«

Ich konnte nicht ablehnen. Viel lieber hätte ich natürlich nahe der Familie Davies gesessen. Statt dessen nickte ich erfreut und bedankte mich artig.

Sally legte ihre Hände zusammen. Die vier Ringe funkelten im Licht der Barbeleuchtung. Die Ellenbogen hatte sie auf den Handlauf gestützt. »Wir haben uns über Sie unterhalten, John.«

Ich mußte lachen. »Tatsächlich? Bin ich denn so interessant, daß man sich über mich unterhält.«

»Ein alleinreisender Mann doch immer.«

»Das kann ich nicht beurteilen.«

»Doch, doch, schon, und wir haben uns gefragt, welche Vergangenheit Sie wohl haben.«

»Keine.«

»Was?« Sally lachte. »Das kann nicht stimmen. Jeder Mensch hat eine Vergangenheit.«

Ich winkte ab. »Das schon, nur ist meine alles andere als interessant. Ich lebe in London, arbeite auch dort und mache einmal im Jahr etwas Urlaub. Dabei suche ich mir immer andere Ziele aus, denn immer nur an einen Ort kann ich später noch fahren, wenn ich mal das Rentenalter erreicht habe.«

»Das ist gut.«

Der Bartender stellte vor mir das Bier ab. Ich schaute es an, bekam glänzende Augen und merkte erst jetzt, welch einen Durst ich mittlerweile bekommen hatte. Das Bier war herrlich gezapft. Der Schaum lachte mich an, das Glas schimmerte feucht, und die Flüssigkeit lief außen in Streifen herab.

Ich nahm es an mich und trank. Die beiden Frauen beobachteten mich dabei amüsiert, und als ich das Glas wieder abstellte, die Lippen vom Schaum befreite, dann tief durchatmete, da hörte ich ihr gemeinsames Lachen.

»Man sieht, wie es Ihnen geschmeckt hat, John.«

Ich nickte Audrey zu. »Das können Sie wohl laut sagen. Es war einfach unbeschreiblich. Ich hatte auch einen Durst, kein Wunder bei diesem Wetter.«

»Das heute abend schon umschlagen kann«, behauptete sie.

»Sind Sie eine Prophetin?«

»Das nicht. Ich habe nur den Wetterbericht gehört.«

»Der sich auch mal irren kann.«

»Schon, aber nicht die Menschen hier. Die wissen Bescheid. Übrigens, John, Sie sprechen gut deutsch. Das fiel mir vorhin schon auf. Sind Sie öfter in diesem Land?!«

»Es geht.«

»Beruflich?«

»Hin und wieder.«

»Was machen Sie denn?« fragte Sally. »Womit verdienen Sie Ihr Geld? Sagen Sie es uns. Sehen Sie denn nicht, daß wir vor Neugierde beinahe platzen.« Sie strahlte mich an. »Wir sind schließlich unterwegs, um Eindrücke zu sammeln. Darüber schreiben wir dann einen Bericht oder ein kleines Buch. Sogar einen Verleger haben wir schon.«

»Gratuliere.«

»Ach, das ist nichts. Was machen Sie?«

»Ich bin Anwalt. Hin und wieder werde ich auf das Festland geschickt, um zu recherchieren. Sie wissen ja, daß Europa zusammengewachsen ist, da sind die Grenzen nicht mehr so, wie sie es einmal waren.«

Sally nickte. »Ein interessanter Job.«

»Es geht. Viel Gesetzesgestrüpp. Ich stehe auch nicht vor Gericht, es geht bei mir mehr um Vertragsverhandlungen.«

»Da hätten wir Sie brauchen können, John«, sagte Audrey, »als es darum ging, Honorare und Spesen für unser Buch auszuhandeln.«

Ich mußte lachen. »Sorry, aber ich glaube nicht, daß ich der richtige Mann dafür bin.«

Unser Gespräch plätscherte dahin. Allmählich nahmen auch andere Gäste an der Bar Platz. Sie sprachen zumeist über den Wetterwechsel und hofften alle, das Essen noch auf der Terrasse einnehmen zu können, denn warm genug war es ja.

Auch wir wurden hin und wieder in die Gespräche der anderen Gäste mit hineingezogen, die Zeit verging, keiner merkte es so richtig, bis Audrey Houston auf ihre Uhr mit dem schmalen Armband schaute. »Himmel, schon halb sieben. Es wird Zeit.«

Wir rutschten von den Hockern. Die beiden Frauen bestanden darauf, mein Bier zu bezahlen, und ich ließ es geschehen, mit der Prämisse, mich revanchieren zu dürfen.

»Dürfen Sie, John«, sagte Sally, »ganz bestimmt.«

»Das will ich doch hoffen.«

Ich wurde von den Frauen in die Mitte genommen, die sich rechts und links bei mir einhakten. Gemeinsam schlenderten wir der bereits offenstehenden Terrassentür entgegen und warfen einen ersten Blick nach draußen. Es brauchte kein Sonnenschirm mehr aufgespannt zu werden, denn der gelbe Ball war vom Himmel verschwunden. Die Wärme aber war geblieben, trotz der ziemlich dichten Bewölkung, die jetzt auch die Grate und Spitzen der Berge einrahmte. Allerdings war sie dünn, so daß wir die Gipfel noch sehen konnten. Auf dem See war der Betrieb eingestellt worden. Die Boote waren auf die Uferstreifen gezogen worden, lagen in Reih und Glied nebeneinander und sahen so aus, als hätten sie sich zum Schlafen niedergelegt. Drüben am Kiosk schloß die Verkäuferin soeben die Tür zu, hob ihre Segeltuchtasche an und verschwand aus meinen Blicken.

Ich schaute mich nach der Familie Davies um, weil ich mir einfach vorstellen konnte, daß sie hier ebenfalls sitzen würden. Es stimmte. Sie hatten einen Tisch dicht an der Mauer bekommen und hielten bereits die Speisekarten in den Händen. Ihre Gesichter waren dahinter versteckt.

»Und wo ist Ihr Tisch, meine Damen?« fragte ich.

»Dort.« Sally bewegte ihren ausgestreckten Zeigefinger nach unten. Die Spitze zeigte auf die Mauer. »Wir sitzen wunderbar mit Blick auf den See.«

Das kam mir natürlich gelegen, denn so hatte ich die Davies' gut im Blick.

Auch als wir unsere Plätze eingenommen hatten, war ich von ihnen

noch nicht entdeckt worden.

Mutter und Sohn - sie saßen zwei Tische weiter - drehten mir den Rücken zu, wobei mir Eartha ihr Profil zeigte. Die Frau trug ein grünes, eng anliegendes Kleid, das auch sehr kurz war und im direkten Gegensatz zu ihrer dunklen Haut stand. In die Haare hatte sie ebenfalls eine grüne Schleife gebunden.

Wir nahmen Platz und genossen für einen Moment die frische Luft, die vom See her über die Terrasse wehte. Leider war sie auch feucht, und an den Uferregionen hatte sich der erste Nebel gebildet.

Dennoch blieb es schwülwarm.

Man brachte uns die Speisekarten.

In den folgenden Minuten waren wir mit der Auswahl des Gerichts beschäftigt. Wasser hatten wir bestellt. Die beiden Amerikanerinnen konnten sich nicht entscheiden. Ich hatte schon gewählt und wollte einen Sauerbraten essen. Dazu gab es Rotkohl und Klöße. Sally und Audrey entschieden sich für Fisch. Sie wußten nur noch nicht ob sie Lachs oder Scampis nehmen sollten.

Ich hatte die ziemlich große Speisekarte sinken lassen, um einen guten Blick zu bekommen. Natürlich schaute ich nach rechts, aber nicht zu auffällig, denn so leicht sollten die Davies' nicht bemerken, wer da in ihrer Nähe saß.

Sie trafen auch keine Anstalten, die Stühle zu verrücken, waren mit sich selbst beschäftigt und flüsterten sich gegenseitig die Worte zu.

Dann trat der Ober an ihren Tisch, sie mußten bestellen, und anschließend kam der Mann zu uns.

Sally und Audrey hatten sich noch nicht entscheiden können.

»Was können Sie denn empfehlen?«

Der junge Mann, es war wieder der mit den langen Haaren, strich eine Strähne zurück. »Alles.«

»Damit ist uns nicht geholfen.«

»Also, ich nehme jetzt den Lachs«, sagte Audrey.

»Gut, und ich die Scampis.«

»Noch eine Vorspeise, die Damen?«

»Nein.«

»Zu trinken?«

»Einen trockenen Weißwein, den sie offen haben.«

»Geht in Ordnung, danke sehr.« Er wandte sich an mich und schien überrascht zu sein, wie schnell ich meine Bestellung aufgab. Als Getränk bestellte ich ein Glas Rotwein.

Der Ober sammelte die Karten wieder ein und verschwand. Audrey schaute ihm nach, und ihr Blick streifte auch die Familie Davies, was einfach war, denn der Tisch zwischen ihnen und uns war nur mit zwei älteren Leuten besetzt, die zudem dicht an der Mauer saßen und sich für die Umgebung nicht interessierten.

»Den Sauerbraten habe ich auch schon probiert«, flüsterte Sally mir zu. »Er ist gut.«

»Ich kenne ihn aus dem Rheinland.«

»Da waren wir auch schon. In Köln. Eine tolle Stadt, besonders der Dom.«

Etwas veränderte sich in unserer näheren Umgebung, denn das ältere Ehepaar stand auf, um die Terrasse zu verlassen. Der Frau war es doch zu kühl geworden. Sie suchten sich einen Platz im Restaurant aus. Auch den Davies' war das aufgefallen. Sie blieben zwar sitzen, bewegten sich aber auf ihren Stühlen, schauten dabei zwangsläufig in unsere Richtung, und es waren Sid und Eartha, die mich sahen.

Ich nickte ihnen zu.

Sidney lächelte zurück.

Earthas Gesicht zeigte keine Regung. Nur ihre Augen nahmen einen abweisenden Ausdruck an.

Schnell drehte sie den Kopf wieder zur Seite. Den beiden Amerikanerinnen war nicht entgangen, daß ich die Familie begrüßt hatte.

Audrey lächelte funkelnd. »Oh, John, Sie haben schon weitere Bekannte hier?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht direkt. Ich habe die Familie heute am See kennengelernt.«

»Sie kommen auch aus den Staaten.«

»Das weiß ich nicht.«

»Doch, das müssen Sie an der Sprache gehört haben.« Auf ihrer Stirn bildete sich eine steile Falte.

»Aber die sind komisch. Sie halten sich von allem fern und sprechen kaum mit einem anderen Gast. Die wollen für sich bleiben.«

»Woher wissen Sie das?«

Audrey stellte ihre Tasche auf den Tisch, öffnete sie und holte ein Parfümfläschchen hervor. Sie bestäubte damit ihren Hals, indem sie zweimal auf den kleinen Ball drückte. Dann verschwand der Flakon wieder in der Tasche. »Wir haben versucht, sie anzusprechen, aber alle drei gaben sich einsilbig. Mir scheint, daß Sie mehr Glück hatten.«

»Kaum.«

Der Ober brachte die Getränke und unterbrach unser Gespräch. Wenig später servierte er auch das Essen. Es sah appetitlich aus.

Ich nahm mein Besteck in die Hand, aß aber noch nicht und drehte mich halb um.

Das gleiche tat der Junge.

So blieb es nicht aus, daß wir uns plötzlich anstarrten, und ich wich nicht aus.

Ich sah den Haß in seinen Augen aufleuchten, der auf mich wie ein tödliches Versprechen wirkte.

Zugleich verzog er den Mund. Es schien so als wollte er mir eine Drohung zuflüstern, sie aber blieb im Ansatz stecken.

Wir waren Feinde - Todfeinde sogar.

Seiner Mutter fiel etwas auf. Sie zischte ihm zwei, drei Worte zu. Der Junge nickte und drehte sich wieder weg. Auf meinem Arm war tatsächlich eine Gänsehaut zurückgeblieben, und auch den beiden Frauen war meine Reaktion nicht entgegangen.

»Was ist mit Ihnen, John?«

»Soll etwas sein?«

Audrey wiegte den Kopf. »Ich will nicht lästern oder Ihnen etwas einreden, aber sie sahen plötzlich so anders aus, als hätten Sie etwas Bestimmtes entdeckt.«

»Da haben Sie sich bestimmt getäuscht.«

»Und ich wünsche allgemein, daß es uns schmeckt«, sagte Sally, hob ihr Glas und fügte noch einen Trinkspruch hinzu, der sich darauf bezog, wie schön das Leben doch sein konnte.

Das nahm ich ihr ab, aber ich kannte auch die Schattenseiten des Lebens. Sie rückten mittlerweile näher an mich heran und würden mich bald erreicht haben.

Noch war die Nacht nicht beendet, sie hatte noch nicht einmal angefangen. Ich hatte die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn auf dem Balkon nicht vergessen.

Auf der Terrasse verteilt standen die Lampen. Sie leuchteten plötzlich auf und warfen ihren milden Schein in die anbrechende Dämmerung herein. Es war zu spüren, wie sehr den Menschen die Veränderung der Atmosphäre gefiel. Der See, die Terrasse, das Licht, es mußte vielen vorkommen wie ein Traum, in den sie plötzlich eingebettet worden waren. Auch meine beiden Begleiterinnen waren begeistert und erklärten, daß sie sich darauf schon gefreut hätten.

Ich widersprach nicht, dachte nur daran, daß aus dem Traum für mich persönlich leicht ein Alptraum werden konnte, denn die Nähe des Jungen bereitete mir ein beinahe körperliches Unwohlsein.

Zudem mußte ich noch mit den Killern der Mafia rechnen, doch auf der Terrasse hielten sie sich nicht auf, denn die Mörder reisten wohl kaum mit der Familie. Außerdem würden sie die Taten nicht unter den Blicken zahlreicher Zeugen begehen, schließlich waren wir hier nicht im hintersten Sizilien.

Das Licht zog auch die Mücken und Nachtfalter an. Sie führten ihre Tänze auf, und über die Terrasse legte sich eine ungewöhnliche Ruhe.

Nur unterbrochen von leisen Gesprächen oder dem Klingen der Gläser, wenn Gäste miteinander anstießen. Ab und zu klapperte auch ein Besteck. Manchmal erklang ein Lachen.

Mir kroch des öfteren eine Gänsehaut über den Rücken. Ich konnte es nicht sehen, aber ich fühlte, daß sich der Junge hin und wieder

bewegte und mich anschaute, so daß mich die Blicke wie spitze Dolche trafen. Ich aß, doch ich hatte plötzlich keinen Appetit mehr.

Meine Begleiterinnen waren mit ihrem Essen ebenfalls zufrieden. Hin und wieder hoben sie die Köpfe und schauten mich prüfend an, was mich zu der Frage veranlaßte, was denn los sei.

»Ja«, sagte Sally. »Sie sind so schweigsam.«

»Das kommt schon mal vor.«

»Haben Sie einen Grund?« fragte Audrey.

»Nein.«

»Oder fühlen Sie sich zwischen uns nicht wohl?« Sally mußte noch einmal nachhaken.

»Ich fühle mich blendend.«

Audrey schaute mich nachdenklich an. »Man merkt direkt, daß Sie die Unwahrheit gesagt haben.«

Sie drohte mir mit ihrem Fischmesser. »Aber wir werden es noch herausfinden, darauf können Sie sich verlassen, John. So einfach machen wir es Ihnen nicht.«

»Ich zittere jetzt schon«, erwiderte ich lächelnd, bevor ich mich wieder mit der letzten Scheibe Fleisch beschäftigte. Es war nicht einmal so dahingesagt, denn das Zittern bezog sich auf mein Inneres. Ich hatte auf dem Balkon einfach zu viel mitbekommen und befand mich noch in der Wartepose. Irgendwann mußte etwas geschehen, davon ging ich aus, und dann würde es wie ein Sturmwind über uns kommen, der dabei war, alles zur Seite zu fegen.

Hin und wieder nippte ich an meinem Wein. Je mehr Zeit verstrich, um so angespannter wurde ich.

Zudem mußte ich mich zwingen, normal auf dem Platz sitzen zu bleiben. Viel lieber hätte ich mich zu den Davies' umgeschaut.

Das Licht der Lampen reichte bis auf den See hinaus, wo es sich als lange, leicht golden schimmernde Streifen niederlegte. Auch unter uns, direkt am Ufer, waren die Lampen eingeschaltet worden. Ihr Licht strahlte ebenfalls gegen das Wasser, so daß der See an bestimmten Stellen einen märchenhaften Touch bekommen hatte. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn aus der Tiefe hervor plötzlich eine junge Prinzessin mit langen, blonden Haaren gestiegen wäre, um sich einen Prinz zu holen.

»Also, mir hat es sehr gut geschmeckt!« Audreys Stimme unterbrach meine märchenhaften Vorstellungen. »Ein Dessert könnte ich jetzt nicht mehr schaffen. Sie etwa, John?«

»Nein, auch nicht.« Ich hatte den Teller geleert und schob ihn zurück. Dann trank ich einen Schluck Wein, während Sally fragte, was wir mit dem angebrochenen Abend jetzt anfangen sollten.

Ich konnte ihr keine Antwort geben.

»Warum sind Sie so schweigsam?« Sie fragte es lachend. »John, Sie

haben eine Aufgabe übernommen. Sie müssen zwei einsame Frauen unterhalten, die richtig vergnügungssüchtig sind.« Sally Vincaro funkelte mich an. »Die Nacht ist lang und lau. Da kommt man schon auf andere Gedanken, denke ich.«

»Klar, ich auch.«

Sie beugte sich zu mir und gestattete mir einen tiefen Blick in ihren Ausschnitt. »Darf man fragen, auf welche?«

»Vielleicht später.«

Sie war enttäuscht. »Warum denn?«

Den Grund nannte ich ihr nicht, denn ich hatte gesehen, wie zwei Tische weiter die Stühle nach hinten geschoben wurden und sich die Familie Davies erhob.

Sie wollten also gehen.

Ich konnte es nicht verhindern, doch ich wollte ihnen auf den Fersen bleiben, so unauffällig wie möglich.

Ich mußte nur die richtige Ausrede finden, um mich von den beiden Frauen zu verabschieden.

Der Junge schaute zu mir.

Böse, haßerfüllt. Seine Augen funkelten im Licht der Lampe wie die eines kleinen Teufels.

Ich sagte nichts.

Dann legte Eartha eine Hand auf die Schulter des Jungen und drehte ihn weg. Gemeinsam gingen sie mit langsamen Schritten, und sich immer wieder umblickend, über die Terrasse und auf die offenstehende Ausgangstür zu.

Auch ich stand auf.

Die Girls waren enttäuscht. »Sie wollen schon gehen?« fragte Audrey enttäuscht.

»Ich bin gleich zurück.«

Sie lächelte. »Verziehen…«

Obwohl es mich drängte, hielt ich meine Schritte zurück. Das war auch gut so, denn als ich den Bereich der Rezeption erreichte, stand dort Sidney Davies und sprach mit einer der Angestellten. Er bedankte sich, als ich in seiner Höhe war drehte sich um und lächelte mich an. »So sieht man sich wieder.«

»In der Tat.«

»Wie war das Essen?«

»Gut.«

»Uns hat es auch geschmeckt«, erklärte er und schlenderte auf den Lift zu. »Meine Familie ist bereits nach oben gefahren.« Er lachte. »Komisch, aber beide sind müde.«

»Bei dem Abend.«

»Das habe ich ihnen auch gesagt.« Wir mußten noch auf den Lift warten. »Aber was wollen Sie machen? Man ist nicht immer an jedem

Tag gut drauf.«
»Das stimmt.«
Der Lift kam, und Mr. Davies öffnete die Tür. Er hatte sich eine weiße Jacke übergestreift. »Müssen Sie auch hoch in die dritte Etage?«
»Ja.«
»Dann sind wir ja Nachbarn.«
»Das kann sein.«
Wir betraten den Aufzug. Davies lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, und ich hatte den Eindruck, daß er mich mißtrauisch beobachtete und trotz seiner lockeren Art eine angespannte Haltung angenommen hatte. Kein Wunder, wenn man damit rechnen mußte, daß einem Killer auf den Fersen waren.
Im dritten Stock stiegen wir aus.
Gemeinsam und nebeneinander schlenderten wir über den leeren Gang. Auch für die Zimmermädchen gab es nichts mehr zu tun. Um diese Zeit waren die Räume gerichtet und für die Nacht vorbereitet worden.
»Wissen Sie schon, Mr. Sinclair, wie lange Sie noch bleiben werden?«
»Vielleicht eine Woche.«
»Das lohnt sich wirklich. Sie können hier wunderbare Ausflüge unternehmen. Waren Sie schon einmal auf der Zugspitze?«
»Leider noch nicht.«
»Die Fahrt sollten Sie sich gönnen.« Er blieb stehen, als ich vor meiner Zimmertür anhielt. »Bis später dann.«
»Ja, gute Nacht.« Ich hielt den Schlüssel bereits in der Hand und schloß die Tür auf. Aufatmend betrat ich die kleine Suite. Die Tür fiel zu, aber nicht ins Schloß. Ich wußte auch nicht, weshalb ich sie offen ließ, ins Bad ging und mir kaltes Wasser über die Hände laufen ließ. Es war sehr schwül geworden. Die Luft schien die Feuchtigkeit des Sees in sich aufgesaugt zu haben.
Ich dachte über die Stimmung der Menschen nach und auch über die Zukunft. Etwas lag in der Luft, das war sehr genau zu spüren. Ich konnte nicht sagen, was es genau war, da mußte ich mich voll und ganz auf mein Gefühl verlassen.
Positiv jedenfalls war es nicht.
Ich trocknete mir die Hände ab und dachte darüber nach, wie ich es anstellen sollte, die Familie nicht aus den Augen zu lassen. Zu einer Lösung war ich auch dann nicht gekommen, als ich das Bad verließ, in den Flur schritt und feststellte, daß die Tür noch immer spaltbreit offenstand. Ich wollte sie schließen und noch kurz auf die Terrasse gehen, dazu kam es nicht mehr.
Vom Gang her hörte ich Geräusche.
Zuerst das zweimalige Plopp.
Und wenig später das schreckliche Röcheln…

***

Das Wetter war dabei, umzuschlagen und ließ dabei nichts in der Umgebung aus.

Auch nicht den einsamen Friedhof von Grainau. Die Wolken hingen tief und waren dichter geworden. Sie hatten für eine deutliche Abkühlung gesorgt.

In der Dämmerung wirkten die zahlreichen Kreuze und Grabsteine wie unheimliche und starre Wesen, die aus einer anderen Welt in diese hineingestellt worden waren.

Eine ungewöhnliche Stille hielt den Ort umklammert. Wenn Geräusche sie durchbrachen, dann klang selbst ein geflüsterter Satz lauter als gewöhnlich.

Ein Gewitter kündete sich an.

Noch war kein fernes Grollen zu hören, aber die hohen Berge hatten ebenfalls eine dunkle Farbe angenommen und sahen so aus, als wären sie aufeinander zugerückt, um die Menschen und auch die Häuser zu zerdrücken. Sie setzten ein Zeichen dafür, daß sie jetzt die Gewalt übernommen hatten und die Menschen kuschen mußten.

Dunstschleier krochen lautlos heran und verfingen zwischen den Gräbern wie Leichentücher.

Das große Grab, in dem der Fremde lag, erlebte eine unheimliche Unruhe in der Tiefe, denn furchtbare Kräfte waren geweckt worden und ließen sich nicht mehr stoppen.

Die Leiche lebte.

Sie war nicht verwest.

Ihr fehlte nur das rechte Auge.

Aber das störte sie nicht. Sie würde den Weg finden, um die Enge des Grabes zu verlassen.

Der Tote rumorte im Grab. Die Erde geriet in Wallung. Der Druck breitete sich als Wellen aus und erreichte auch die Oberfläche, die sich plötzlich bewegte.

Die schon entstandenen Risse und Einkerbungen waren größer geworden, aber sie füllten sich immer wieder mit der nachsackenden Erde auf, die als Krumen wieder zurück in die Öffnungen hineinrutschten.

Keiner war da, der diesen unheimlichen Vorgang beobachtete. Das Grauen blieb allein, es konnte sich auf sich selbst konzentrieren. Es hatte lange genug im Grab gelegen, jetzt gab es kein Zurück mehr. Jemand war gekommen und hatte die alten Beschwörungen gesprochen. Und dieser Jemand wußte genau, was er wollte.

Der Grabstein zitterte.

Er steckte zwar mit seiner unteren Hälfte ziemlich im Boden, aber nicht so tief, um dem Druck widerstehen zu können. Außerdem hatte er sich in den langen Jahren gelockert, und so nahm seine Schieflage

von Minute zu Minute zu, je höher der Zombie aus seinem verfluchten Reich kletterte.

Von der zweiten Leiche war so gut wie nichts zurückgeblieben. Sie hatte ihm erst die nötige Kraft gegeben, um es schon beim ersten Versuch zu schaffen.

Eine Gestalt des Schreckens war dabei, sich in die Höhe zu wühlen, und ihre Aura reichte bereits über das Grab hinaus. Zwar wurde sie nicht von Menschen wahrgenommen, es gab aber Tiere auf dem Friedhof, die von der Ausstrahlung des Bösen erwischt wurden.

Kleine Mäuse huschten davon. Drei Eichhörnchen nahmen ebenfalls Reißaus, denn in der Aura des lebenden Toten wollten sie nicht unbedingt länger bestehen bleiben.

Der Zombie wühlte sich weiter.

Die Oberfläche bewegte sich noch immer. Jetzt aber rollten die Erdstücke nicht mehr so tief, sie wurden bereits dicht unter dem Grabeingang aufgefangen.

Wolken verdüsterten den Mond.

Ein unheimliches Licht entstand, denn der blaßgelbe Himmelskörper schaute nur mehr schwach durch den Dunst. Ein plötzlicher Windstoß brachte Kühle mit und spielte zitternd mit den Zweigen der Büsche, die wie dünne Totenarme wirkten.

Auf die Spitzen der Berge senkten sich ebenfalls die Schatten der Wolken nieder. Auch sie schienen nicht länger ansehen zu wollen, was auf dem Friedhof geschah.

Aber sie konnten das Böse nicht aufhalten, niemand konnte es stoppen, und so kam es, wie es kommen mußte.

Der Zombie ließ sein Gefängnis endgültig hinter sich. Plötzlich riß die Erde in der Mitte des Grabes auf. Der gewaltige Schlag kam aus der Tiefe, nichts konnte ihm mehr Einhalt gebieten, und durch das Loch rammten die Faust und ein Teil des bleichen Arms hervor.

Bleich, leicht bläulich schimmernd. Eine nicht skelettierte Totenfaust, die zwischen Daumen und Zeigefinger ein Auge geklemmt hatte.

Er war da, er hatte es geschafft.

Wehe den Menschen, wehe ihnen…

***

Sidney Davies wußte nicht, was er von dem Engländer halten sollte. Zum einen machte er auf ihn den Eindruck eines normalen Urlaubers, zum anderen aber ging von ihm etwas aus, das er nicht beschreiben konnte. Er wollte auch nicht an eine Aura der Gefahr glauben, denn da war noch etwas anderes.

Sahen so Killer aus?

Davies konnte es sich nicht vorstellen, wobei er selbst zugab, daß er sich überhaupt keine Vorstellungen mehr machte. Man konnte den

Menschen nur vor die Köpfe schauen und nicht in sie hinein.
Da hatte er schon schlimme Dinge erlebt, denn seine Vergangenheit war auch nicht ohne gewesen, und er war in der Hierarchie der Mafia ziemlich weit aufgestiegen, wenn auch nur in der Verwaltung.
Er hatte Menschen erlebt, die seriöse Berufe ausübten, aber kalt wie Eis waren und andere gnadenlos über die Klinge springen ließen. Er kannte die Killer mit den glatten Gesichtern, junge Leute, die eiskalt töteten, wenn es ihnen befohlen wurde.
Gerade in der letzten Zeit war die Ehrenwerte Gesellschaft wieder durch spektakuläre Morde ins Gerede geraten. Einige heiße Spuren führten auch nach Germany, denn dieses Land wurde bereits von nicht wenigen Eingeweihten als Filiale der Mafia angesehen.
Das war ihm alles bekannt, damit hatte er oft genug zu tun gehabt, und er kannte die Tricks, mit denen manche Killer angeheuert wurden. Um darüber nachdenken zu können, war er auf den Balkon gegangen. Er konnte noch nicht mit seiner Familie zusammensein, er mußte die Gedanken ordnen. Das gelang ihm am besten, wenn er über den dunklen See schaute, auf dem sich nur vereinzelt der Widerschein der Lichter abzeichnete.
Frau und Sohn gaben ihm ebenfalls Rätsel auf. Über seinen Sohn wußte er Bescheid. Der Junge war anders als andere in seinem Alter. Er konnte Dinge sehen und einschätzen, die ihnen verborgen blieben.
Hatte er ein Zweites Gesicht?
Sidney Davies wußte es nicht. Jedenfalls hatte er eine besondere Leidenschaft, die der Vater überhaupt nicht verstand. Der begriff nicht, daß jemand Friedhöfe und die dort bestatteten Toten liebte.
Und daß er sie auch noch oft besuchte, weil er sich dort wohler fühlte als in seinem Zuhause.
Sid schüttelte den Kopf. Mit seinem Sohn würde er nie zurechtkommen. Aber er hatte ihn einweihen müssen, und Mario hatte es gelassen aufgenommen, als er von der Gefahr erfahren hatte. Der Vater erinnerte sich besonders an einen Satz.
»Was kann uns schon passieren, wenn wir unter dem Schutz der Toten stehen, Dad?«
Er hatte mit Eartha darüber geredet, doch sie hatte nur gelächelt. Auch seine Frau gab ihm Rätsel auf, denn sie verstand den Jungen sehr gut. Hing es damit zusammen, daß sie aus der Karibik stammte und dem Voodoozauber nicht abgeneigt war?
Wie dem auch sei, Sid Davies fühlte sich allein gelassen. Das gerade jetzt, wo es darauf ankam, daß die Familie zusammenhielt.
Davies wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Seufzend drehte er sich um. Gerade in diesen Zeiten hätte er einen Freund, einen Vertrauten gebrauchen können. So etwas gab es in seinem Leben nicht. Dafür hatte er viel schmutziges Geld verdient, bis er den Druck

nicht mehr hatte aushalten können. Da war ihm dann die Idee des Kronzeugen gekommen, und die Behörden hatten sich auf ihn gestürzt wie ein hungriger Hai auf die Beute.

Bis zu seiner Suitentür mußte er ungefähr acht Schritte laufen. Es war still. Auch seine Schritte hörte Davies nicht, denn der weiche Boden dämpfte sie.

Wieder wischte er über seine Stirn. Eine lange Nacht lag vor ihm. Stunden, in denen er nicht schlafen konnte. So war es schon seit Tagen gewesen, denn immer wieder liefen bestimmte Bilder wie ein Film vor seinem Auge ab.

Er ging weiter, den Kopf gesenkt, sehr nachdenklich und hob das Gesicht erst dann, als er glaubte, in Höhe seiner Zimmertür zu stehen.

Das war auch der Fall.

Nur wandte er sich nicht der Tür zu, sondern starrte nach vorn und kam sich vor wie in einen Eisblock gesperrt.

Da stand sein Mörder!

Er war es, denn er hielt eine Waffe in der Hand, die wegen des aufgeschraubten Schalldämpfers unförmig aussah.

»Dein Ende, Verräter!«

Davies hatte noch etwas sagen wollen, aber die Kehle war zu. Das plötzliche Wissen und Grauen hatte ihn gelähmt.

Der Mörder drückte ab.

Eiskalt schoß er zweimal.

Davies war einfach nicht zu verfehlen, dafür stand er zu nahe vor dem Killer. Er spürte die Einschläge wie ein zweimaliges Trommelfeuer in Höhe des Herzens. Er fiel nach hinten. Der Schmerz zerriß ihn fast. Er wollte schreien, da aber hatte sich sein Mund bereits mit Blut gefüllt, und ein furchtbares Röcheln drang zusammen mit rötlichem Schaum über seine Lippen. Dann gaben die Beine nach. Er fiel mit einem dumpfen Schlag auf den Rücken und blieb liegen.

Der Mordschütze war zufrieden. Einer aus der Verräterclique war ausgelöscht worden. Er würde sich jetzt die beiden anderen vornehmen, die Spuren beseitigen, abreisen, und bis die Leichen gefunden wurden, lag das Land längs hinter ihm.

So sein Vorsatz.

Der aber nicht klappte.

Kaum war der Täter drei Schritte gegangen, als sich an der linken Seite eine Tür öffnete und die Gestalt eines Mannes erschien.

Da fuhr der Mörder herum!

***

Ich hatte dieses schreckliche Geräusch gehört und war mir plötzlich sicher, daß dieses Hotel einen neuen Gast bekommen hatte - den Tod. Aus meinem Gesicht war für ein paar Sekunden das Blut gewichen.

Von nun an stand ich unter Dauerstreß, und mein erster Griff galt der Beretta.

Ich hielt die Waffe fest, schaute auf die Tür, vernahm leise Schritte - das Röcheln war längst verstummt - und wußte sehr deutlich, daß der Mörder weiterging.

Er wollte zu den Davies'.

Ich wartete noch.

Bei mir erreichte die Spannung den Siedepunkt. Da stand ich wirklich dicht vorm Platzen.

Eine Sekunde verging, die zweite, die dritte. Länger hielt ich es nicht mehr aus und zog die Tür auf.

Nicht sehr schnell, aber zügig.

Ich hätte doch warten sollen, denn der Mörder war doch noch nicht vorbei.

Er fuhr herum.

Ich starrte ihn an, er mich.

Wir sahen unsere Waffen, doch ich hatte nur Augen für das Gesicht der Gestalt.

Die Mafia hatte keinen Killer geschickt, sondern eine Killerin. Ich kannte auch ihren Namen.

Sie hieß Audrey Houston!

ENDE des ersten Teils